Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

„Von letzter Hand“ – von Hand zu Hand

Nummer 127 / März 2001 ✳ 33. Jahrgang

Inhalt

	Gratulationen	1
Gudrun Keindorf	In eigener Sache	2
	Gedenkblatt für die 2000 verstorbenen Mitglieder	3
Ralf Harder/Harald Mischnick	Die Hungersnot der 1840er Jahre und ihre Auswirkungen am Beispiel Karl Mays und seiner frühkindlichen Erblindung	4
Johannes Zeilinger	*Ist das nicht Gleichnis? Nicht bildlich? Gewiß!*	13
Albrecht Götz von Olenhusen	Karl Mays Erben und die Gründung des Karl-May-Verlages	24
	Gesellschafts-Vertrag zur Gründung des ›Stiftungs-Verlags Fehsenfeld & Co.‹	43
Peter Bolz	Indianer und Deutsche: Eine klischeebeladene Beziehung (II)	50
Dieter Sudhoff	Die rote und die weiße Schlange	60
Erwin Müller	Die Fundstelle (3)	68
Herbert Wieser	Noch einmal: Hotel Trefler	69
Martin Lowsky	Karl May auf englisch – an verborgener Stelle	70
Ulrich von Thüna	Karl May in New York City	72
Gudrun Keindorf	Wir lasen für Sie: Andreas Graf: Hedwig Courths Mahler	73
Herbert Wieser	Neues um Karl May	74
	Unser Spendendank	78

Unser Titelbild

Carl-Heinz Dömken: „Von letzter Hand“ – von Hand zu Hand (2001).
Zeichnung zum Beitrag von Albrecht Götz von Olenhusen in diesem Heft (Klara May, Friedrich Ernst Fehsenfeld, Euchar Albrecht Schmid).

Unsere Gratulation

Walther Ilmer am 26.10.1979 auf dem Kongreß in Hannover (Vorlage: Herbert Wieser), Claus Roxin im August 1998 auf der Rückkehr vom Zermatt-Urlaub (Vorlage: Imme Roxin), Reinhold Wolff am heimatlichen Schreibtisch (Vorlage: Gertraud Wolff); Bearbeitung: gk.

HERZLICHEN

GLÜCK-WUNSCH!

In eigener Sache

Mit diesem ersten Heft des Jahres 2001 begrüßt die Redaktion der Mitteilungen jedes einzelne unserer 2001 Mitglieder (Stand bei Drucklegung) sehr herzlich und in der Hoffnung, auch dieses Mal wieder einen spannenden Reigen zusammengestellt zu haben.
In den nächsten Wochen und Monaten feiern wieder einige unserer fleißigsten Mitglieder ›runde‹ bzw. ›halbrunde‹ Geburtstage. Herzlichen Glückwunsch also an Walther Ilmer, der sein 75. Lebensjahr vollendet, an Prof. Dr. Claus Roxin zum 70. und an unseren amtierenden Vorsitzenden Prof. Dr. Reinhold Wolff, der mit seinen nun 60 Jahren sicher kein Jüngling mehr ist, aber doch gerade erst das Alter erreicht hat, in dem Lebenserfahrung und junggebliebene Spannkraft eine höchst kreative Symbiose eingehen. Leider müssen wir im gleichen Atemzug auch einiger verstorbener Mitglieder gedenken, darunter auch des bekannten Malers Klaus Dill, doch wollen wir dankbar anerkennen, daß der ›Sensenmann‹ im vergangenen Jahr zurückhaltend mit uns umgegangen ist.
Was nun die Beiträge des vorliegenden Heftes angeht, so sind es vergleichsweise wenige, die sich die diesmal immerhin 80 Seiten Umfang teilen. Nach längeren Diskussionen haben wir uns entschlossen, die ›Fortsetzungsromane‹ – also die in mehreren Heften hintereinander erscheinenden Teile eines Aufsatzes – ein bißchen zu reduzieren, mindestens dann, wenn inhaltlich eine solche Teilung nur höchst willkürlich stattfinden kann.
Der Beitrag von Ralf Harder und Harald Mischnick liefert einige höchst interessante zeitgenössische Quellen zu den 1840er Hungerjahren und setzt diese in Beziehung zu Mays Biographie der Kinderjahre. Johannes Zeilingers Beitrag dient einem Resümee der ›Blindheits‹-Diskussion und bildet in aller Kürze einen für den medizinischen Laien sehr hilfreiche Leitfaden durch den Dschungel der lateinischen Fachtermini. Das Thema ›Blindheit‹, in den vergangenen Monaten innerhalb der KMG heiß diskutiert wie schon lange kein anderes mehr, wird damit vorläufig ›zu den Akten‹ gelegt, es sei denn, daß sich irgendwann in Mays schriftlichem Nachlaß erhellende Informationen auftun, die der Diskussion neue Argumente zuführen.
Albrecht Götz von Olenhusen hat es unternommen, den Gesellschaftervertrag des Jahres 1913 unter die Lupe zu nehmen, der die juristische Grundlage für die Gründung des Karl-May-Verlages bildet. Erstmals wird dieser Vertrag hier im Wortlaut und im Faksimile wiedergegeben. In diesem Zusammenhang sei Carl-Heinz Dömken für die Gestaltung des inhaltlich an diesen Beitrag anküpfenden Titelbildes gedankt.
Im Anschluß an diesen ›raumgreifenden‹ Beitrag finden Sie die Fortsetzung des völkerkundlichen Aufsatzes von Peter Bolz, gefolgt von einigen kleineren Arbeiten, unter denen die ›Fundstellen‹ unseres Geschäftsführers a.D. Erwin Müller eine stehende Einrichtung zu werden scheinen. Verbunden damit ist unsere Aufforderung an Sie, uns entlegene ›Lesefunde‹ nicht vorzuenthalten.
Abgeschlossen wird dieses Heft, wie seit langem Tradition, mit den Rubriken ›Neues um Karl May‹ und ›Spendendank‹. Erstere wird von Herbert Wieser in

schöner Regelmäßigkeit geliefert – beileibe keine Selbstverständlichkeit. Darum an dieser Stelle einmal unser ausdrücklicher Dank an ihn! Der Spendendank für den vorangegangenen Berichtszeitraum spricht wieder einmal für sich. Sie ermöglichen es uns damit, Ihnen auch weiterhin die neuesten Erkenntnisse in gedruckter Form zu liefern.
Viel Spaß beim Lesen und Frohe Ostern wünscht

Ihre **gk**

@ @ @

Gedenkblatt für die 2000 verstorbenen Mitglieder

(vgl. M-KMG Nr. 123/März 2000, S. 2)

Rudolf Chowanetz, Berlin
1933–2000
Leiter des Verlags Neues Leben
(Nachruf in KMG-N 126/2000, S. 14)

Rolf Christensen, Rellingen
1919–2000

Willy Dilger, Leinfelden
1912–2000

Klaus Dill, Glashütten
1922–2000
Western- und May-Maler
(Nachruf in KMG-N 124/2000, S. 10)

Manfred Dreger, Herzberg
1935–2000

Hans-Karl Hügenell, Frankenthal
1927–2000

Rainer Mehlig, Berlin
1953–2000

Wilfried Ott, Offenbach
1942–2000

Theo Sommer, Berlin
1961–2000

Harald Sturm, Ratingen
1928–2000

Ralf Harder / Harald Mischnick

Die Hungersnot der 1840er Jahre und ihre Auswirkungen am Beispiel Karl Mays und seiner frühkindlichen Erblindung[1]

Ich weiß, wie der Hunger thut; ich weiß aber seit langer Zeit nicht mehr, wie es ist, wenn man satt ist.[2]

Hunger! – – – Dieser schmerzhafte Ausruf ist hierzulande fast vergessen. Allenfalls die Älteren von uns, die unter den Folgen des Zweiten Weltkriegs zu leiden hatten, wissen wie es ist, wenn der Magen oftmals vergeblich auf eine Mahlzeit wartet. Fleisch- und Fruchtsorten, die uns noch vor fünfzig Jahren exotisch oder teuer dünkten, stehen heute wie selbstverständlich auf dem Tisch. Heutzutage stellt sich lediglich die Frage, ob man selber kocht oder im Restaurant kochen läßt. Und mancher Zeitgenosse wirft nach einer Mahlzeit außer Haus Essensreste achtlos in den Rinnstein. So ist das heute. Wer hat derartiges noch nicht gesehen? Niemand vermag sich vorzustellen, daß dies einmal völlig anders war. Drehen wir das Rad der Geschichte zurück in das Jahr 1842 – das Geburtsjahr Karl Mays:

„Von Ausgang April an bis fast Ende Septbr hat es nicht geregnet. Die Sommersaat gieng von der anhaltenden Hitze nicht halb auf, die Erdäpfel desgleichen u. viele waren ausgefault. Es entstund daher ein großer Waßermangel, nicht nur an Trinkwaßer, welches an vielen Orten für Geld gekauft werden mußte und unter Polizeylicher Aufsicht stand, sondern auch ein großer Mangel an Mahlwaßer, alle Bäche waren ausgetrocknet. Uiber der Elbe bey Dresden hat man an einen gewißen Ort darüber wathen können, und viele sind zum Andenken darüber gegangen. In den Würschnitzer Bach soll eine Henne gelegt und die Jungen darinnen ausgebrütet haben. In der Chemnitz sind die Fische gestorben. Unter unsern Steinischen Wehr hat man trokenes Fußes länger als ¼ Jahr darüber gehen können. Von Voigtland, von Chemnitz und anderen Orten weit umher sind die Leute in unserer Steinmühle zum Mahlen gekommen, und Ende Aug. ward eine Woche lag geschroden, es schlug daher das Brod wegen den Mahlgeld auf.
[…] Am 24 Juli ward angefangen zu Erndten. Das Winterkorn war sehr ergiebig, aber wenig Schocke. Das Sommergetreide, welches beym Einfahren des Winterkorns noch grün sah, ward durch die außerordentliche große Sonnenhitze ebenfalls bald reif, daß binnen nicht ganzer 4 Wochen schon eingeerndet war. Das Sommergetreide fiel aber so sehr aus, daß der Samen doppelt im Felde bliebe. Am 31 Aug sind in Sayda bey Freyberg 36 Häuser abgebrand. Auch in der sächsischen Schweitz, hat sich in der Gegend des Prebischthors ein Waldbrand entzündet, wodurch die Reizende Umgebung durch das furchtbare Element vernichtet worden u. Böhmischer Seits am 7 Sept. noch fort gebrand hat.
[…] Durch die anhaltent große Sonnenhitze, brannten Wiesen u. Gärten aus, es gab ganz wenig Heu, kein Kraut war auch nicht u. das Wenige war laußig, keine Kohl-

1 Überarbeitete Fassung eines zuerst 2000 im Internet veröffentlichten Aufsatzes: http://www.karl-may-stiftung.de/hungersnot/html.

2 Karl May: *Der verlorne Sohn oder der Fürst des Elends*. Dresden 1884–1886, S. 566.

ruben, kein Klee, Gartengemüse aller Art, war rahr, Butter, Milch, Käse waren ebenfalls rahr u. theuer eine Kanne Butter galt in Monat Novembr 18gr. curant. Das Korn kam in diesen Jahr auf 4 rtlr 12 gr. cour, der Weitzen 5 rtlr – Gerste 4. rtlr – 2 ½ Hafer nach dem Dresdner Scheffel. Der Zentner Heu ist mit 2 rtlr im Herbst verkauft worden. Aber das allergrößte Elend war mit den Erdäpfeln. Anfängl. waren sie ausgefault, daß nur hie und da ein Stock auf manchen Felde stand. Als nun Ende August die Erdäpfel probirt wurden, da war Lammentation, sie waren klein, u. wenig dar an konnte niemand welche essen, es kam Michaelis nach welchen Tage sonst immer das Ausnehmen angefangen wurde, und auch da konnten sie die Leute noch nicht genießen sie waren zu spät erst angelaufen, und nachher fehlte den Erdäpfeln die Wärme, der schon im Ausgang Septbr u. Anfang Octbr war es rauh und kalt, und 3, 4, 5 Wochen nach Michaelis sind viele ausgenommen worden. Viele ließen es aber auch darauf ankommen, meinten es müßten doch beßer werden. Aber auf einmal änderte sich das Wetter, eine Nördlich kalte Luft gieng daß es niemand im stand war auszuhalten, den 2ten Novbr fing es anzuschneien, und darauf erfolgte eine solche Kälte welche bis auf 12 Grad gestiegen ist welche 8 ganze Tage anhielt. Nun gab es mehrere die keine Erdäpfel noch im Hause hatten da war Noth vorhanden. Aber am 12 Novbr wurde Thauwetter, da sind den mehrere Erdäpfel mit der Radhau rausgethan worden. Hernach viel ein großer Schnee, […] Den 29ste u. 30 Novbr thauete es stark, u. die armen Leute giengen auf die hiesigen Hoffelder u. Hackten in den ausgenommenen Erdäpfel Feldern nach. Vor dem Frost hatten es auch schon Welche gethan, diejenigen aber die ertapt wurden kamen in Arest –. u. hernach gefrohren sie –. […]
Zum Schluß des Jahres war nun von der ersten Kälte weder Schnee noch Eis mehr zu sehen, und den 4ten Advent Sonntag war einige Tage ganz schöne Witterung das auf den Bergen konte geackert werden. Die Weihnachtsfeyertage war mit unter Regenwetter besonders den 30 u. 31 Dec hörte es gar nicht auf zu regnen.

1843

Der ganze Monat Januar 1843 war fast ganz ohne Schnee, doch mit etwas Frost, den 30sten war ein gewaltiger Sturmwind mit Wetterleichten u. Donnerschlägen begleidet. Den 2 Febr. war ein ganz schöner Tag, es wurde auf den Bergen geackert, auch flogen die Bienen, den 5ten hat es wieder geschneiet, es war aber nur ein Schleier, der bald wieder vergieng, im Monat Febr sind Schmettlinge geflogen, auch im Monat März haben wir keinen Schnee gehabt, […] Wir traten mit banger Besorgniß ins neue Jahr, und diese Besorgniß verdoppelte und vervielfachte sich beym Anfang des Frühjahrs. Nicht nur unsere Gegend schadete der heiße Sommer, sondern weiter noch hinaus über Europa, aus allen Ländern u. Reichen Europas hörte man Wehklagen über verfall der Nahrungs und des Handels, das Fabrik-Wesen besonders Strumpfwürker und Leineweber kam ganz ins Stocken, ein Strumpfwürker verdiente nicht mehr als 10 bis 14 alte Groschen die Woche. Die Weber hatten auch einen ganz schlechten Lohn und manche Wochen gar keine Arbeit, das Brod war Theuer, u. ward immer theurer, die Erdäpfel waren ebenfalls rahr u. theuer, viele hatten wenige oder gar keine erbaut und waren oben drein nicht einmal genießbar weil sie zu spät angeflogen u. daher Seifigt waren, da war Noth u. Hungerleiden man sehe zurück in das Jahr 1817. Das war auch eine schwere Zeit, aber das Heuerige war weit drückender. Zur Zeit des Erdäpfellegens galt der Dresdner Scheffel-Erdäpfel 1 rtl. 15. 20 Ngr. bis 2 rtlr – und kein Verdienst, und kein Geld. Es wurden daher Vereine gebildet, so gar Frauen bildeten Vereine zur Unterstützung der Armen, selbst bey uns wurde Einer

> unter den Vornehmen gebildet welche Verhältnißmäßig viel gutes gestifftet und außerdem noch ihn ihren Häußern durch Speise u. Kleidung die Armen unterstützten.
> Besonders unser Hr. Hofrath u. Justizamtman Caspari hat öffentl. u. im stillen viel, viel Gutes gestifftet auch ist durch Vermittlung deßen von Seiten des Durchl. Fürsten von Schönburg in Waldenburg vieles an den Armen gethan worden, es wurden auch Erdäpfeln zum Legen theils unentgeltlich, theils fürs Geld verhältnißmäßig verabreicht. Aber in der Gegend von Waldenburg, Lichtenstein und wo viele Strumpfwürker existiren ist große Hungersnoth gewesen. Es haben sich so gar Wohlthäter aus anderen Ländern durch Vereine gefunden u. Sachsensbewohner unterstützt, wie z.B. aus Elberfeld gegen 70 rtlr an die Bewohner das Muldenthales bey Waldenburg gekommen sind. Die Bauern aber auch nicht zu vergessen, welche Schaarenweise von Bettlern überhäuft worden sind, und wo mancher selbst viele Kinder hatte und hatt selbst das Brodkaufen müßen, haben dennoch den Armen viel gutes gethan. Aber auch viele haben schwer leiden müßen und noch mehr haben gelitten die sich des Bettelns schämten, ausgemattet schlichen sie auf den Gassen wie die Schatten ohne Kraft u. Gewalt. In Mülsen St Jacob lebte eine Familie, Mann u. Frau mit 3 Kindern, der Mann war fleißig u. die Frau nicht faul, der Mann wurde aber gelähmt, u. konnte seine Familie nicht mehr ernähren, daß die Frau bey der ganz schlechten Zeit den Bettelstab ergreifen mußte.
> Als nun auch Johani mit heran kam allwo der Haußzinns zum 2ten Termin fällig war trug er auch deßwegen viele Sorge u. glaubte es würde ihm nun die Miethe aufgekündigt werden. Als nun am 17ten Juni seine Frau nach Brot, betteln gegangen u. er zu Hause das kleine Kind gewieget, da nun seine Frau etwas lang außen gewesen und das Kind geschrien, nimmt er einen Strick u. hängt sich an seiner neben der Wiege stehenden Weberstuhl in einem Alter von 31. Jahren. […]“[3]

Diese bewegenden Zeilen stammen von Johann Christian Friedrich Nierbauer (1792–1862), der als Hof- und Stadtkirchner in Hartenstein, unweit von Karl Mays Geburtsort, tätig war. Er schrieb seine Aufzeichnungen u. a., „um die Nachwelt durch wenig Worte zu zeigen in was für Noth und traurige Zeit wir gehabt haben was eigentlich mit keiner Feder nicht zu beschreiben ist.“[4]
Die bedrückenden Verhältnisse, die Nierbauer schildert, betrafen die gesamte Region und sogar Teile Europas. So starben in Irland eine Million Menschen aufgrund dieser Hungersnot! Aus Mays Heimatstädten, Hohenstein und Ernstthal, sind folgende Details überliefert:

> „1842 war ein sehr trockener und heißer Sommer. Von der Saatzeit an hat es 6 bis 7 Wochen gar nicht geregnet und ist beinahe den ganzen Sommer in hiesiger Gegend kein Gewitter mit Regen gewesen. Es trat allgemeiner Wassermangel ein, so daß vieles Korn nicht gemahlen werden konnte und daher bloß geschrotet wurde. […]

---

3 Aus den Tagebüchern des Hartensteiner Kirchners Johann Christian Friedrich Nierbauer. Die erhaltenen drei Bände werden in Hartenstein aufbewahrt. Sie umfassen den Zeitraum 1804 bis 1869. (Ab 1862 stammen die Aufzeichnungen von seinem Sohn Friedrich August.) Zitiert wird nach einer Schreibmaschinenabschrift von Karl Butter, Heimat- und Familienforscher, auch zeitweise Bürgermeister von Hartenstein, der um eine buchstabengetreue Wiedergabe bemüht war. (Erläuterung einiger Abkürzungen: rtlr: Reichsthaler; gr. cour.: Groschen Kurant; Ngr.: Neugroschen. – **jb**)

4 Ebd.

Das Vieh mußte außerordentlich leiden und viele Rinder wurden fast ganz dürr und mager dahin geschlachtet. […] 1843 entstand wegen Mangel an Schlachtvieh hoher Preis des Fleisches. […]“[5]

„Ja es sind neuerdings [1844] in der That Fälle hier vorgekommen, daß Menschen, die sich zu betteln schämten, buchstäblich verhungert sind. [!] Denn es ist, besonders in kinderreichen Familien, gar nicht selten, daß oft mehrere Tage lang kein Bissen Brod zu zehren ist und einige Kartoffeln in Maßen gekocht und mit Salz genossen, machen oft das einzige Nahrungsmittel dieser Unglücklichen aus. Aber in gar vielen Familien sind auch die Kartoffeln schon aufgezehrt, oder gehen auf die Neige, und dann ist völliges Hungerleiden und Betteln unvermeidlich. […], an Anschaffung der nöthigsten Kleidungsstücke so wie Holz zur Erwärmung der Wohnungen ist gar nicht zu denken. Betten haben viele Familien nicht mehr, indem sie selbige veräußern mußten, um aus deren Erlös nur auf einige Zeit den Hunger stillen zu können, sondern müssen ihre Nächte auf ärmlichen Lager von oft modernden Stroh durchfrieren. Es ist in der That herzergreifend, diese Bejammernswerthen mit bleichen abgehärmten Gesichtern, mit trüben eingefallenen Augen, aus denen jeder Funke Lebensfreude verloschen ist, […] Schatten ähnlich umherschleichen sehen zu müssen, […]“[6]

Und über hundert Jahre später heißt es in der Stadtchronik ›Ernstthal 275 Jahre‹:

„Ein […] Katastrophenjahr muß 1842 gewesen sein. Das Kirchenbuch berichtet: »Das Jahr war reich an außergewöhnlichen Naturereignissen und Unglücksfällen, denn eine ungewöhnlich langanhaltende Dürre des Erdreichs, herbeigeführt durch glühende Sonnenhitze und Mangel an Regen, brachte Mangel an Viehfutter und unerhörte Feuersbrünste.« Im gleichen Jahr wurde am 25. Februar der Webersohn Karl May geboren.
Nach 1842 setzten Notzeiten ein. Lassen wir einmal Karl May, der ja um diese Zeit in Ernstthal lebte, erzählen: *Es waren damals schlimme Zeiten, zumal für die armen Bewohner jener Gegend, in der meine Heimat liegt. Dem gegenwärtigen Wohlstande ist es fast unmöglich, sich vorzustellen, wie armselig man sich am Ausgange der vierziger Jahre dort durch das Leben hungerte. Arbeitslosigkeit, Mißwuchs, Teuerung und Revolution, diese vier Worte erklären Alles. Es mangelte uns an fast allem, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Wir baten uns von unserem Nachbarn, dem Gastwirt »Zur Stadt Glauchau«, des Mittags die Kartoffelschalen aus, um die wenigen Brocken, die vielleicht noch daran hingen, zu einer Hungersuppe zu verwenden. Wir gingen nach der »roten Mühle« und ließen uns einige Handvoll Beutelstaub und Spelzenabfall schenken, um irgend etwas Nahrungsmittelähnliches daraus zu machen. ...*
Diese Angaben Karl Mays werden durch die Archive der Stadt, der Kirche und des Staates voll bestätigt.“[7]

---

5 Entstehung und Entwicklung der Bergstadt Hohenstein. Zusammengestellt und herausgegeben von Oberlehrer Otto Sebastian. Zweite vervollständigte Auflage, Hohenstein-Ernstthal 1927, S. 211f.

6 Aus einem Bittgesuch von 1844, Stadtarchiv Hohenstein-Ernstthal. Zitiert nach Hainer Plaul: Der Sohn des Webers. Über Karl Mays erste Kindheitsjahre 1842–1848. In: JbKMG 1979, S. 50.

7 Ernstthal 275 Jahre. 24.–28. Juni 1955. Heimatfest Hohenstein-Ernstthal, S. 4. Karl

Dieser bemerkenswerte Kommentar stammt aus dem Jahre 1955, aus DDR-Zeiten, – er ist deshalb bemerkenswert, weil die Werke Mays in der ehemaligen DDR bis 1985 unerwünscht waren. Aber den Wahrheitsgehalt seiner Autobiographie *Mein Leben und Streben* konnte und wollte niemand in Frage stellen. Die Witwe Karl Mays, seine zweite Frau Klara, schrieb über die Kindheit ihres Mannes:

> „Die Kartoffeln wurden gezählt, und die Schalen fand man genau so schmackhaft wie die köstliche Frucht, und wenn sie auch noch so viel Faulflecke hatte. Als Zuspeise wurde in reicher Zeit für die Familie ein Hering gekauft, dem man das Salz nicht abstreifte, in dem er behaglich geruht. Die Kartoffeln wurden mit dem zugeteilten Stück in Berührung gebracht, damit sie etwas von dem Duft des Fisches annahmen, und erst mit der letzten Kartoffel wanderte die Beilage in den Magen. So blieb die Einbildung, daß man Hering und Kartoffeln gegessen habe. Aber so lukullische Genüsse gab es nicht oft. Des Vaters Wochenlohn, zwei Taler, gestattete solche Ausgaben gewöhnlich nicht; war doch nicht allein für das Essen zu sorgen, sondern auch für viele andre Nebendinge. Dazu kam der überreiche Kindersegen – Karl May hatte dreizehn Geschwister, von denen neun schon in den ersten Lebensjahren starben – und wenn jedes dieser kleinen Wesen auch noch so wenig für sich beanspruchte, im Reiche der Armut war es dennoch viel, und auch damals war die Geburt ebenso wie der Tod mit empfindlichen Kosten verknüpft. […]
> Man kaufte dann Dreierbrötchen, und zwar alte, weil der Bäcker davon mehr gab als von frischen. Ein bißchen Schimmel machte nichts aus; im Gegenteil, von der schimmligen Sorte gab es ja noch mehr, und deshalb waren sie noch beliebter. Diese Dreierbrötchen wurden jedem zugeteilt. Die Mutter bereitete dann einen dünnen Kaffee, und die Wirtschaftskasse spendete drei Pfennige für Zucker, um das Gebräu zu süßen. Heiß kam es auf die eingeschnittenen Dreierbrötchen, weichte sie auf und machte sie auf diese Weise eßbar. Aber ein solches Festessen konnte man sich nur selten leisten; in der übrigen Zeit ersetzte Schwarzbrot diese Leckerei, und auch der Zucker fehlte.
> Diese Wochenspeise war meines Mannes Hauptnahrung, […] Butter gab es in dem Weberhäuschen noch weniger als es uns die Kriegszeit gönnte. Hammeltalg mußte zu allem dienen, weil er damals das Billigste war. Dennoch war man zufrieden, wenn man sich nur an Kartoffeln sättigen konnte, aber oft war auch das nicht möglich. Und es wird noch nicht vergessen sein, daß einmal in einem dieser erzgebirgischen Weberdörfer fast kein einziger Mann an seinem Webstuhl war; die meisten saßen wegen Diebstahls. Die Not der Familie, der nagende Hunger zwang die Ärmsten, die Schranken des Gesetzes zu übertreten. Viel hat sich geändert seit jenen Tagen.“[8]

Obwohl Klara diese schrecklichen Verhältnisse nicht aus eigenem Erleben kannte, ist auch an dem Wahrheitsgehalt ihrer Äußerungen nicht zu zweifeln. Karl May schreibt in seinem Roman *Der verlorne Sohn*:

> *»[...] Und wie steht es denn mit der Nahrung bei Euch? Was habt Ihr heute Mittag gegessen?*
> *»Kartoffeln?«*
> *»Und was dazu?«*
> *»Salz. Mutter hat es über dem Feuer gebräunt.«*

May wurde zitiert nach: Karl May: *Mein Leben und Streben*. Freiburg [1910], S. 39.

8 Klara May: Mit Karl May durch Amerika. Radebeul bei Dresden 1931, S. 140ff.

»Ah, kenne das! Es muß einen schärferen Geschmack bekommen, damit man die seifigen, ungesunden Kartoffeln hinunter bringt. So ist die Nahrung unserer armen, braven Bevölkerung beschaffen. Kein Wunder, daß dann die Haut um die Knochen schlingert und das Blut eine Schärfe erhält, welche am Leben frißt! Und heute Abend? Was habt Ihr da auf dem Tische?
»Nichts. Die Mutter wollte nachsehen, ob noch einige Kartoffeln vorhanden seien.«
»O weh! Da hat der Magen schon zu Fastnacht Osterferien! Ist das ein Elend! [...]«[9]

Karl May hatte auch Jahrzehnte später seine schwere Kindheit, die Armut – die Hungersnot nicht vergessen. Klara May berichtet darüber:

„Sonst war es eigentlich nur seine Großzügigkeit, die dann und wann eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns hervorrief. Mein Mann war für sich sehr bescheiden, im Geben aber königlich. Besonders gegen die Armen hatte er eine sehr offene Hand. Wir saßen einmal in der Grundschänke in der Lößnitz – seinem frühern Stammlokal. Wir hatten dort im Garten einen Platz an der Ecke, der freie Aussicht nach der Straße bot. Ein alter Handwerksbursche trat heran und bat um eine Gabe. Karl May drückte ihm eine Münze in die Hand. Der Mann besah sich das Geld, hielt es ihm auf der offenen Handfläche entgegen und sagte: ‚Sie haben sich wohl geirrt.' Es war ein Zwanzigmarkstück, das früher leicht mit einem neuen Zweipfennigstück verwechselt werden konnte. Auf diese Weise sah ich die Münze, was meinem Mann nicht ganz recht war. Auf meinen Vorhalt gegen dieses, wie mir schien, übermäßige Geben sagte er mir ein Gedicht:

Streckt sich bittend dir entgegen
eines Bettlers arme Hand,
sei ein Teil ihr von dem Segen,
der dir wurde, zugewandt.
Gehst du dennoch da vorüber,
wo Erbarmen nötig ist,
o so denke dort hinüber,
wo auch du nur Bettler bist."[10]

In jüngster Zeit wird May Verschwendungssucht unterstellt, damit er grandios erscheinen konnte.[11] Es bleibt dem geneigten Leser überlassen, was er davon zu halten hat. Heute sind Hungerkatastrophen im westlichen Europa unvorstellbar. Freilich gibt es auch gegenwärtig noch Länder, in denen gehungert und daran – – – gestorben wird!
Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation (WHO) leiden weltweit bis zu 250 Millionen Kinder an Vitamin-A-Mangel. Er führe nicht nur zu Erblindung, sondern auch zu erhöhter Sterblichkeit der Kinder, da sie anfälliger sind für Erkrankungen der Atemwege, für Durchfall und Masern sind.
Warum sollen halbverhungerte Kinder in den Entwicklungsländern an Vitamin-Mangelerscheinungen leiden und halbverhungerte Kinder des 19. Jahrhunderts hier-

9 May: *Der verlorne Sohn*, wie Anm. 1, S. 501.
10 Klara May: Mit Karl May durch Amerika, wie Anm. 7, S. 185f.
11 Vgl. Johannes Zeilinger: Autor in fabula. Karl Mays Psychopathologie und die Bedeutung der Medizin in seinem Orientzyklus. Med. Diss., Husum 2000 (= Materialien zum Werk Karl Mays 2), S. 81.

zulande nicht? Dies anzunehmen, wäre grotesk. Und in der Tat war die Sterberate in der Familie Mays ungemein hoch –: von 14 Kindern starben 9 in den ersten Lebensjahren. Karl May hatte da noch Glück im Unglück. William E. Thomas diagnostiziert bei ihm Vitamin-A- und -D-Mangel.[12] Die zeitgenössischen Berichte über die große Hungersnot bestätigen die von Thomas ohnehin gut begründete Diagnose.
In der Mitte des 19. Jahrhunderts waren ›Vitamine‹ gänzlich unbekannt; sie wurden erst viel später nach Mays Tod im 20. Jahrhundert entdeckt. Die Krankheitsbilder existierten freilich schon damals, nur kannte man damals die Ursache – Vitamin-Mangel – noch nicht. Unter dem Stichwort ›Augenentzündung‹ führt Meyers Konversationslexikon (5. Auflage, Leipzig und Wien 1895) verschiedene Augenerkrankungen auf:

> „[…] Bei skrofulösen Kindern, welche über die erste Zahnperiode hinaus sind, kommt häufig ein eigentümlicher Bläschenausschlag der Binde- und Hornhaut (ophthalmia pustularis, phlyktänuläre Augenentzündung) vor, […] Dabei zeigt sich außerordentlich starker Thränenfluß, so daß die Lider, die Wangen, die Nase, die Lippen, mit dem scharfen Sekret stets befeuchtet, ebenfalls entzündlich anschwellen, wund werden und sich mit Krusten bedecken. […], die Kinder verlieren den Appetit und kommen in der Ernährung immer mehr herunter. Diese Augenkrankheit oder die Neigung dazu zieht sich oft in die Jahre der Entwicklung hinaus und liefert das größte Kontingent der augenkranken Kinder. […] Das Licht darf trotz der überaus großen Empfindlichkeit der Augen nicht ganz vermieden werden; im Gegenteil, man zwinge die Kinder zum Öffnen der Augen [!], indem man ihnen Essen und Spielzeug nur so reicht, daß sie dabei die Augen öffnen müssen. Man gewähre Ihnen frische Luft, leichtverdauliche, nahrhafte [!] Kost, sorgsame Pflege der Haut durch Bäder, namentlich Seesalzbäder, und gebe außerdem Leberthran und ähnliche auf das Allgemeinbefinden gerichtete Mittel.“

›Leberthran‹ – als Heilmittel verwendet – deutet möglicherweise auf ›Xerophthalmie‹ hin. Die Ärzte hatten mit Lebertran positive Erfahrungen gemacht; sie ahnten nicht, daß sie ›Vitamin A‹ verabreichten. Prof. Dr. Oskar Eversbusch (1853–1912), der am 18. Januar 1909 die heutige Augenklinik der Ludwig-Maximilians-Universität München eröffnete, beschreibt 1911 in seinem Buch ›Die Augen-Erkrankungen im Kindesalter‹ auf 41 Seiten diverse Augenliderkrankungen, die mitunter ein Öffnen der Augen schwer oder gar nicht ermöglichen:

> „**Ekzem der Lidhaut.** Wie zu ekzematösen Erkrankungen im allgemeinen, neigt das Kindesalter auch sehr zu ekzematösen Entzündungen der Lidhaut wechselnder Art. Dabei scheinen als allgemeine Ursachen namentlich eine verminderte Widerstandsfähigkeit bzw. eine schwächliche Körperentwicklung, Anämie, Rachitis und Skrofulose, […]“[13]

> „**Phlegmonöse Entzündungen und Abscesse der Lider.** Bei diesen handelt es sich meist um eine Streptokokkeninfektion. Sie sind namentlich bei Blattern nicht selten.

12 Vgl. William E. Thomas: Karl Mays Blindheit II. In: M-KMG 123/2000, S. 5ff.. Ferner: ders.: Karl May und Rachitis. In: M-KMG 125/2000, S. 6ff.

13 Prof. Dr. Oskar Eversbusch: Die Augen-Erkrankungen im Kindesalter, Leipzig 1912 (Copyright u. Vorwort 1911), S. 635.

> […] Die manchmal nach Blattern auftretenden Lidfurunkel sind diagnostisch gekennzeichnet durch eine abgegrenzte, mit der Haut bewegliche Geschwulst […] Die Behandlung besteht in Eröffnung durch einen tiefgehenden wagerechten Einschnitt und Anwendung von feuchtwarmen Borumschlägen, […]“[14]

> „**Blepharospasmus.** […] Der […] hartnäckige sog. entzündliche Blepharospasmus ist in der Regel doppelseitig, auch wenn nur ein Auge krank ist; mit vermehrter Tränenabsonderung und Lichtscheu verknüpft, begleitet der Lidkrampf auch die Rezidive des Hornhautekzems, Wochen und Monate dauernd, mitunter auch gleiche Zeit über die Heilung der Hornhautkrankheit fortbestehend. Der Lidkrampf führt zumal bei jüngeren Kindern – ohne irgendwelche Schädigung der percipierenden Teile des Auges – zu einem Verlernen des Sehens, zu einer Schwachsichtigkeit aus Nichtgebrauch, die erst nach Beseitigung des andauernden Lidverschlusses im Laufe mehrerer Wochen durch neues Sehenlernen verschwindet. […]“[15]

Das Verlernen des Sehens im Kindesalter war damals kein unbekanntes Phänomen:

> „Im 3. Lebensjahr stellt sich in der Regel auf Grund gedächtnismäßig festgehaltener Eindrücke, die zusammengesetzt sind und eine Anzahl von Einzelheiten enthalten, die Fähigkeit ein, Raumgrößen zu beurteilen. Weiterhin entwickelt sich durch wiederholte Erfahrungen und Wahrnehmungen das Erlernen des genaueren Sehens: das Augenmaß, die Entfernungswahrnehmung, die Tiefenschätzung und das feinere visuelle Gedächtnis […] Auch Verlernen des Sehens kommt vor; so als rein psychische Störung, wenn die Augen eines Kindes vorübergehend durch Blepharospasmus erblindeten; oder wenn die Augen durch Katarakterblindung für lange Zeit außer Funktion gesetzt sind. Ähnlich wie von Blindgeborenen, die mit Erfolg operiert wurden, muß nach Beseitigung der Katarakt und des Lidkrampfes das Sehen wieder erlernt werden.“[16]

Karl May, der als Kind an Xerophthalmie litt – nachtblind (= dämmerungsblind), unfähig die Augen zu öffnen –, hatte ebenso das Sehen verlernt. Es ist daher unzutreffend, was Johannes Zeilinger in seiner Dissertation ausführt:

> „Da May explizit von einer dauernden, völligen Blindheit, einer Amaurose also, schrieb – *Ich sah nichts. Es gab für mich weder Gestalten noch Formen, noch Farben, weder Orte noch Ortsveränderungen* – hätte sich diese Erblindung – eine entzündliche Genese vorausgesetzt – nur bei einer morphologisch faßbaren, fortgeschrittenen Schädigung der Kornea durch Einschmelzung, durch Ausbildung eines großflächigen Pannus oder durch ausgedehnte Hornhautvernarbungen ausbilden können – in all diesen Fällen vor 150 Jahren ein irreversibler Zustand, eine endgültige weitgehende Beeinträchtigung, wenn nicht sogar vollständiger persistierender Verlust der Sehfähigkeit.“[17]

Zeilinger hätte die Bedeutsamkeit diverser Augenliderkrankungen, wie Eversbusch sie beschreibt, berücksichtigen müssen, statt dessen versucht er, Blindheit generell mit einer zerstörten Augenhornhaut gleichzusetzen. Eine milde Form von Xeroph-

---

14 Ebd., S. 627.
15 Ebd., S. 647.
16 Ebd., S. 608.
17 Zeilinger: Autor in fabula, wie Anm. 10, S. 22f.

thalmie als Blindheitsursache – ein langandauernder Augenlidverschluß – wird von ihm nicht in Betracht gezogen.[18] Zeilinger vermutet gar, daß zur Zeit der Geburt Mays Xerophthalmie als „Erblindungsursache eine Rarität darstellte.“[19] Diese Feststellung ist unhaltbar. Jede Hungersnot führt zwangsläufig zu Vitamin-Mangel-Erkrankungen.
Xerophthalmie und Rachitis konnten bei Karl May gerade noch rechtzeitig in Dresden ›behandelt‹ werden. In ländlichen sowie ärmlichen Gebieten, wie Hohenstein und Ernstthal, war die medizinische Versorgung oftmals völlig unzureichend und die Bereitschaft zu helfen, ließ damals zu wünschen übrig:

> *Doctor Werner zog die Brauen zusammen. Mit Blatternkranken hatte er gar nicht gern Etwas zu thun. Aber eins der Kinder war, weil er nicht gekommen war, bereits gestorben; er sah ein, daß er gezwungen sei, seine Pflicht zu thun.*
> *»Kommen Sie her, und halten Sie die Patienten!« befahl er. »Ich werde den Schnitt vornehmen.«*
> *Der Musterzeichner gehorchte. Er brachte die beiden Kinder in die passende Lage, und der Arzt, welcher keines von ihnen mit der Hand berührte, machte ihnen mit dem Messer einen Schnitt durch die Kruste, so daß der Zutritt der Luft zum Munde ermöglicht wurde. Dabei aber war ihm anzusehen, mit welchem Abscheu er diese Operation eigentlich unternahm. […]*
> *»Und ganz nothwendig ist die Medizin! Die müssen Sie unbedingt holen. Die Frau bekommt zweistündlich einen Eßlöffel voll und jedes Kind halb so viel.« […]*
> *»Nicht wahr, in der Löwenapotheke soll ich sie holen?«*
> *»Natürlich! Dort ist sie besser als in der Mohrenapotheke.«*
> *»Der Mohrenapotheker aber sagt, daß Sie nur deshalb Ihre Patienten in die Löwenapotheke schicken, weil Sie dort dreiunddreißig Prozent von dem Preise Ihrer Recepte Antheil erhalten.«*[20]

Eigenes Erleben oder Miterleben dürfte Karl May zu diesem Romandialog inspiriert haben. In seiner Autobiographie beklagt er sich über die *rein örtlichen Verhältnisse, der Armut, des Unverstandes und der verderblichen Medikasterei*.[21] Eine Verbesserung der ärztlichen Versorgung gab es erst ab 1883, nachdem der Reichstag das von Bismarck eingebrachte Krankenversicherungsgesetz mit großer Mehrheit gebilligt hatte. Welches Leid zuvor herrschte, kann kaum noch jemand nachempfinden. Möge sich der Hunger aus den armen Zonen unserer Erde endgültig verabschieden. Jedem fleißigen Helfer, der in den Entwicklungsländern tätig ist, gebührt unser aller Respekt und Unterstützung.

Wir danken Dr. William E. Thomas, Australien, für die medizinische Beratung.

---

18 Vgl. Ralf Harder: Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays II. In: M-KMG 124/2000, S. 16ff.
19 Johannes Zeilinger: In den Schluchten der Diagnostik. In: M-KMG 122/1999, S. 12.
20 May: *Der verlorne Sohn*, wie Anm. 1, S. 799f.
21 May: *Mein Leben und Streben*, wie Anm. 6, S. 16.

Johannes Zeilinger

Ist das nicht Gleichnis? Nicht bildlich? Gewiß![1]

Notwenige Klarstellungen zur Blindheitsdiskussion

Kaum ein anderes Thema hat wohl in den letzten Monaten in der Karl-May-Gesellschaft Emotionen so aufgerührt wie die Infragestellung der frühkindliche Blindheit Mays. Ausgelöst wurde diese Diskussion durch einen Vortrag auf dem 20. Kongreß der KMG in Hohenstein-Ernstthal, der die These vertrat, aus medizinischer wie medizinhistorischer Sicht solle die frühkindliche Blindheit in ihrer von May geschilderten Form nicht als reales Ereignis, sondern als eine symbolische Schilderung einer unglücklichen Kindheit, als „stilisierte Beschreibung eines ungewöhnlichen Lebensweges“[2] gelesen werden. Als Gegenmodell nun hatten Thomas, Harder und Mischnick in zahlreichen Veröffentlichungen die Erblindung Mays an Xerophthalmie in Folge eines nahrungsbedingten Vitamin-A-Mangels als „völlig verständlich und auch dank des heutigen medizinischen Wissens erklärbar“[3] vorgestellt. Verständlich, daß diese Autoren eine andere Deutung der Blindheit vehement ablehnen mußten und daß sie im Eifer dabei Passagen des Vortrages auch inhaltlich falsch zitieren mußten, da er zu dieser Zeit noch nicht gedruckt vorlag. Beispiele: An keiner Stelle des Vortrages – nun leicht überprüfbar – wurde die Behauptung aufgestellt, May habe seine Blindheit „aus irgendwelchen Gründen erlogen“.[4] Auch ist, bei allem Verständnis für kritische Distanz zum Vorgetragenen, natürlich May an keiner Stelle „ver-urteilt“[5], sondern höchstens ›er-klärt‹ worden. Und schließlich war das „tönerne Fundament“[6] des Vortrages nun ganz und gar nicht etwa die WHO-Definition der Blindheit gewesen, sondern eine sachliche, vergleichende Untersuchung von Erblindungsursachen zur Zeit der Kindheit Mays und ihrer damaligen Behandlungsmöglichkeiten. Usw. Eine ganz andere, nämlich diffamierende Qualität aber zeigten in dieser Diskussion Vorwürfe, solche „gnadenlose Autobiographiesezierer“ wie der Verfasser dieser Zeilen würden „im Gewande seriöser wissenschaftlicher Ausarbeitungen“ sich totalitärer, ja faschistischer Methoden bedienen – „Orwell, Gestapo, Stasi und ihre Entsprechungen lassen freundlich grüßen!“ –, um letztendlich, „auch wenn sie ansonsten keinerlei Qualifikationen vorzuweisen haben“ „um der Erlangung eines Titels oder akademischen Grades willen mit anzweifelbaren Thesen und ungenügender Archivrecherche an die Öffentlichkeit“[7] zu treten. Hier ist ohne Zweifel der Toleranzrahmen einer sachlichen Ausein-

1 LuS, S. 211.
2 Johannes Zeilinger: Karl Mays frühkindliche Blindheit – eine Legende? In: JbKMG 2000, S. 192.
3 Ralf Harder: Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays II. In: M-KMG 124/2000, S. 23.
4 Harald Mischnick: „… weder blind geboren …“. In: KMG-N 124/2000, S. 42.
5 Ebd., S. 39.
6 Ebd.
7 Alle Zitate bei: Harald Mischnick: Rein literarisch zu sehen – oder: Vom Umgang mit Archivalien und autobiographischen Texten. In: KMG-N 125/2000, S. 35–42.

andersetzung unterschritten worden, es ist also jetzt nötig, für den Leser zum Verständnis noch einmal Argumente und Streitpunkte in dieser Auseinandersetzung resümierend zu erläutern.

Worum geht es in der Blindheitsdiskussion eigentlich?

Ausgangspunkt war eine wissenschaftliche Untersuchung, die u.a. das Ziel hatte, ein Erklärungsmodell für die ungewöhnliche schriftstellerische Begabung und den Phantasiereichtum Mays, aber auch gleichzeitig für seine ebenfalls ungewöhnliche Persönlichkeit zu erstellen.[8] Ein aktueller Forschungsansatz aus medizinisch-psychiatrischer Sicht ist nun die Feststellung, daß in einem hohen Maße künstlerische, speziell schriftstellerische Kreativität mit speziellen Persönlichkeitsmerkmalen, einer sog. affektiven, also im Gefühlserleben begründeten Störung, verbunden ist. Diese Persönlichkeitskonstellation weist aber angeborene, genetisch bedingte Grundlagen auf. Daher müssen Erklärungsmodelle, die eine erworbene, durch Sozialisation, Entwicklung oder Erfahrung bedingte Ursache für Kreativität wie Persönlichkeitsstruktur vertreten, auf ihre Validität, sprich Gültigkeit hin untersucht werden. Und im Falle Mays, um nun auf das Thema zurückzukommen, wurde zunehmend die autobiographisch erwähnte passagere Blindheit der frühen Kindheit sowohl als Erklärung für seine „dauernde psychische Retardierung“[9], seinen „Hang zum Imaginären“[10], ja letztlich überhaupt für die „Suggestionskraft“[11] seines literarischen Werkes verantwortlich gemacht. Kurioserweise war es gerade Lebius[12], der erstmalig eine Verbindung zwischen Mays frühkindlicher Erkrankung und seinem schriftstellerischen Werk hergestellt hat und so einen Weg wies, der in der Folge zunehmend beschritten wurde. Frühe pathographische Deutungen allerdings ignorierten meist diesen Kausalzusammenhang, selbst Stolte tendierte eher zu einer negativen Bewertung dieser Blindheit.[13] Eine positive Valenz erfuhr die Blindheitsepisode erst in neueren Charakterbeschreibungen Mays, die seit Arno Schmidt zunehmend psychoanalysierende Ansätze in biographischen Beschreibungen verwandten. Der skeptische, ja warnende Hinweis Schmidts zur tradierten Blindheitslegende – „falls das stimmt; das ›autos epha‹ ist hier verdächtiger denn sonstirgendwo!“[14] – wurde jedoch bedauerlicherweise überlesen, die May-Forschung hatte sie zu einem Axiom erkoren. Indes war aus medizinischer Sicht eine präzise Evaluierung dieser frühkindlichen Erkrankung nie geschehen, das Fundament also, auf dem Deutungsgebäude errichtet wurden, ist auf seine Tragfähigkeit nie untersucht worden. Verständlich also, daß jetzt diese Diskussion nachgeholt werden muß und daß sie, da sie als sicher geglaubte Erkenntnisse in Frage stellt, auch höchst emotionale Dimensionen enthält.

---

8 Johannes Zeilinger: Autor in fabula. Karl Mays Psychopathologie und die Rolle der Medizin in seinem Orientzyklus. Husum 2000.
9 Helmut Schmiedt: Karl May. Königstein 1979, S. 48.
10 Hermann Wohlgschaft: Große Karl May Biographie. Paderborn 1994, S. 42.
11 Schmiedt, wie Anm. 9, S. 49.
12 Rudolf Lebius: Atavistische und Jugend-Literatur. In: Die Wahrheit. Nr 26/1906.
13 Heinz Stolte: Der Volksschriftsteller Karl May. Radebeul 1936, S. 33.
14 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Karlsruhe 1963, S. 255.

Welche authentischen Quellen haben wir über den Zeitpunkt der Erblindung Mays?

1894: May in *Old Surehand I*: *Ich wurde als ein krankes, schwaches Kind geboren […] Ich bin dreimal blind gewesen und mußte dreimal operiert werden.*[15]
1897: May gibt dieser Äußerung Wahrheitsgehalt in einem Brief: *Aus dem ersten Band (Surehand I) werden Sie ersehen, daß auch ich blind gewesen bin […]*[16]
1898: Karl Abel in ›Aufzeichnungen und Erinnerungen an Dr. Karl May‹: „Bis zu seinem fünften Jahre war er blind, nachdem er erst im Alter von sechs Jahren stehen und gehen konnte.“[17]
1904: Max Dittrich in ›Karl May und seine Schriften‹: „May ist als Kind blind gewesen, ein schwacher, beinahe elender Knabe bis in das sechste Jahr.“ [18]
1906: Heinrich Wagner in ›Karl May und seine Werke‹: „Der Knabe kam blind zur Welt und war ein ungemein schwächliches Kind. […] Im Alter von etwa 5 Jahren wurde der Knabe operiert und sehend […]“[19]
1910: May in seiner Autobiographie: *Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte, das Augenlicht verlor und volle vier Jahre siechte […]* (LuS 16)

Alle oben angeführten Äußerungen stammen von May oder gehen substantiell auf seine Aussagen zurück.[20] Daß May in seiner Autobiographie von seinen bisherigen Darstellungen einer angeborenen Erkrankung abrückte, also eigene Äußerungen revidierte, hatte „in erster Linie replik-taktische Funktion“[21] als Antwort auf den von Lebius veröffentlichten Vorwurf des literarischen Atavismus. Es gibt also überhaupt keinen Zweifel, daß May auch und dies sogar prima voce von einer angeborenen Erkrankung, auch von einer angeborenen Blindheit, auch von einer oder mehren Operationen gesprochen hat. Wenn man überhaupt aus diesen widersprüchlichen Äußerungen noch einen kleinsten gemeinsamen Nenner ziehen will, dann den, daß die Erkrankung und Erblindung wenn schon nicht mit, dann zumindest kurz nach der Geburt erfolgt sein muß. Und so hat Thomas in seiner ersten Veröffentlichung noch festgestellt: „In seiner Autobiographie gibt Karl May an, daß er kurz nach seiner Geburt erblindete.“[22]
Da aber – auch hier gibt es keinen Zweifel – eine durch Vitamin-A-Mangel bedingte Erblindung im ersten Lebensjahr eher unwahrscheinlich ist, mußte nun

15 Karl May: *Old Surehand I*. Freiburg i. Br. 1894, S. 411f.
16 Zit. nach Volker Griese: Karl May. Stationen eines Lebens. (S-KMG 105/1995), S. 29.
17 Zit. nach Siegfried Augustin: Karl May in München. In: KMJb 1978. Bamberg, Braunschweig 1978, S. 87.
18 Max Dittrich: Karl May und seine Schriften. Dresden 1904, S. 30.
19 Heinrich Wagner: Karl May und seine Werke. Passau 1906, S. 4f.
20 Claus Roxin zu Wagner und Dittrich: „Der Wert der beiden apologetischen Schriften liegt vor allem darin, daß ihre Verfasser von May selbst instruiert waren […]“: Geschichte der biographischen Forschung. In: Gert Ueding (Hg.): Karl-May-Handbuch. Stuttgart 1987, S. 57.
21 Rudi Schweikert: „… und eine Geschichte ist besser, als alles was man sehen kann“. In: M-KMG 122/1999, S. 22.
22 William E. Thomas: Karl Mays Blindheit. In: M-KMG 119/1999, S. 46.

Thomas in einer zweiten Veröffentlichung die bereits revidierte Schilderung einer nochmaligen Revision unterziehen: die Erkrankung wird nun dem einjährigen Kind, die Erblindung gar erst dem zweijährigen Kind Karl May attestiert.[23] Ein noch wichtigerer Grund für diese Neuformulierung war mein Hinweis, daß ein Kind, das blind geboren wird oder kurz nach der Geburt erblindet, selbst bei einer späteren Heilung nicht mehr vollwertig sehen kann, da es während der sensitiven Phase des Sehenlernens in den ersten drei Lebensjahren keine adäquaten optischen Reize empfangen hat. So ist es nicht verwunderlich, daß Thomas inzwischen in einer weiteren Revision die Blindheit erst bei dem dreijährigen Kind beginnen läßt.[24] Wenn nun aber May erst im Alter von zwei oder drei Jahren erblindet sein soll, wird der Interpretationsspielraum der oben erwähnten Quellen eindeutig verlassen, die bezeichnenderweise auch bei Thomas und Harder nur selektiv erwähnt werden. Im Klartext: Eine These wie die der durch Vitamin-A-Mangel bedingten Erblindung muß sich an der Elle der vorgegebenen biographischen Postulate messen lassen und darf nicht um der eigenen Rettung willen biographische Fakten peu à peu umschreiben. Noch ein Hinweis: May schrieb über seine Blindheit: *Wie ein Mensch, ein Hund, ein Tisch aussieht, das wußte ich nicht; ich konnte mir nur innerlich ein Bild davon machen, und dieses Bild war seelisch.* (LuS 31) Ein zwei- und erst recht dreijähriges Kind weiß aber natürlich, wie ein Mensch aussieht, ein Tisch oder – falls es dieses Tier je gesehen hat – ein Hund. Wenn andererseits Thomas behauptet, May habe „glaubwürdig"-erweise vor seiner Erblindung nicht sehen können, so verstolpert er sich hier ganz einfach in seinem Argumentationsdickicht.

Da May nach eigenen Angaben *volle vier Jahre siechte* und wir das Heilungsdatum mit dem Frühjahr 1846 ansetzen (Harder spricht hier von der Zeit zwischen August 1845 und Februar 1846[25]), kommen wir, wenn wir von dem Heilungsdatum dann die vollen vier Jahre Siechtum subtrahieren, wieder zu einem Krankheitsbeginn kurz nach der Geburt Mays (Harder nun sogar in die Pränatalphase Mays).

Kann Hunger die Ursache von Karl Mays Erblindung gewesen sein?

Plaul, der akribisch die Kindheitsjahre Mays auch in ihrer sozio-ökonomischen Einbettung beschrieben hat, konstatierte, daß der Knabe „eine ausreichende und auch in Hinsicht auf seine Ernährung vollwertige mütterliche Pflege"[26] erhalten habe. Die Zeit um den ersten Geburtstag Karl Mays, an dem nun die Blindheit „verursacht durch – – – Hunger!"[27] aufgetreten sein soll, war eher eine Zeit bescheidenen Wohlergehens in der Familie, jedenfalls war es den Eltern „gelungen, so viel Geld zusammenzubringen, daß sie die überkommene Hypothekenschuld Anfang des Jahres 1843 begleichen konnten."[28] Es ist sicher anzunehmen, daß, hätte in der Familie

23 Ders.: Karl Mays Blindheit 2. In: M-KMG 123/2000, S. 5.
24 Ders.: Karl May und die ›Dissoziative Identitätsstörung‹. In: JbKMG 2000, S. 226.
25 Harder, wie Anm. 3, S. 17.
26 Hainer Plaul: Der Sohn des Webers. Über Karl Mays erste Kindheitsjahre 1842–1848. In: JbKMG 1979, S. 34.
27 Harder, wie Anm. 3, S. 20.
28 Plaul, wie Anm. 26, S. 30.

May zu dieser Zeit eine „Hungersnot“, ja eine „Hungerkatastrophe“, wie von Harder und Mischnick postuliert, geherrscht, das Geld eher für den täglichen Überlebenskampf als für eine Hypothekenabtragung verwandt worden wäre.
May selbst gibt in seiner Autobiographie einmal einen Hinweis auf den Speiseplan seiner Familie während seiner Erkrankung. Aus der Zeit, da der Vater den vergeblichen Versuch startete, als Taubenhändler sich eine zusätzliche Einkommensquelle zu erschließen, notiert May: *Er brachte immerfort Käse, Eier und Butter heim, die wir gar nicht brauchten.* (LuS 18) Diese Aussage läßt wenig Interpretationsspielraum zu, zumindest nicht den, daß es während dieser Zeit an den notwendigen Nahrungsmitteln gemangelt hat. Hinzuzufügen ist, daß in Käse, Eiern und Butter sowohl Vitamin A als auch Vitamin D enthalten sind. Als etwas später die Schwester an Blattern erkrankt, muß der herbeigerufene Arzt einen Schnitt durchführen, *um der Kranken wenigstens ein wenig Milch einflößen zu können.* (LuS 19) Wenn nun die kranke Schwester Milch erhalten hatte, wird Milch – da vorhanden – wohl auch der ebenfalls kranke Bruder erhalten haben. Im übrigen fand diese Episode während der Hebammenausbildung von Mays Mutter statt, und da May die Heilung seiner Erkrankung an das Ende dieser Ausbildung datiert, muß er damals noch blind und kann kein Augenzeuge des ärztlichen Eingriffs gewesen sein. Entsprechend zweifelhaft ist, ob wir hier eine der „ersten visuellen Erinnerungen“[29] Mays haben oder – wahrscheinlicher – eine literarische Beschreibung eines später durch Erzählung erfahrenen Vorganges. Immerhin, Milch – und an diesen Geschmack hat sich der Knabe am ehesten erinnern können – enthält Vitamin A und D. Noch ein Hinweis. Mays Vater hatte ja das Kräuterbuch von Matthiolus *fleißig* durchstudiert und so sich genaue Kenntnisse von Gewächsen, insbesondere *auch ihrer ernährenden und technischen Eigenschaften und ihrer Heilwirkungen* (LuS 29) angeeignet. Mit Recht können wir also annehmen, daß gerade in Mangelzeiten diese Kenntnisse zu einer Bereicherung des Speisenplans – gerade in Hinsicht einer vitaminreichen Ernährung – der Familie May geführt haben. Vitamin A (genauer das Provitamin, also die Vorstufe) ist nun gerade in gelben Gemüsen und Früchten sowie in Blättern grüner Pflanzen enthalten; so hat Mays Vater sicher auch mit dem Sammeln von Wildfrüchten und Kräutern ohne es zu wissen für eine Vitaminversorgung seiner Familie gesorgt. Und weiter: Im April 1845 hatte Christiane Wilhelmine May das ererbte Haus für 515 Reichstaler verkauft, vornehmlich um die Kosten der angestrebten Hebammenausbildung zu bezahlen. Hätte aber nun zu diesem Zeitpunkt (notabene: Beginn der Blindheit, Version Thomas III) tatsächlich in der Familie ein „halbverhungertes Kind“ dahinvegetiert, so hätte wohl sicher dieses Kind zunächst einmal Nahrung erhalten, um seinen Hunger zu stillen. Da nun nach Ansicht von Thomas et al. ja das Vollbild der durch Vitamin-A-Mangel bedingten Erblindung bei dem Kind Karl May nie vorlag – sonst hätte er an einer auch heute nicht heilbaren Blindheit gelitten –, hätte es allerspätestens hier zu einer ausreichenden Sättigung, damit zu einer adäquaten Vitaminversorgung kommen müssen und somit zu einer raschen Spontanheilung der Augenerkrankung.

29 Thomas, wie Anm. 23, S. 15.

Nun hat Mischnick, um die Ernährungssituation des kranken Kindes zu illustrieren, eine Passage aus *Mein Leben und Streben* zitiert, die in der Tat von Hunger im Hause May berichtet.[30] Diese Episode *am Ausgange der vierziger Jahre* (LuS 39) allerdings spielte sich zu einer Zeit ab, als Karl May von seiner Krankheit schon genesen war und als *höchst kräftiger und widerstandsfähiger Junge* (LuS 16) die Schule besuchte. May schildert, wie er sich selbst an der Nahrungssuche beteiligen mußte: *Wir baten uns von unserem Nachbar, dem Gastwirt »Zur Stadt Glauchau«, des Mittags die Kartoffelschalen aus, um die wenigen Brocken, die vielleicht noch daran hingen, zu einer Hungersuppe zu verwenden. […] Wir pflückten von den Schutthaufen Melde, von den Rainen Otterzungen und von den Zäunen wilden Lattich.* (LuS 39f.) Kein Zweifel, daß zu dieser Zeit der kalorische Gehalt so einer Nahrung nicht ausreichen konnte und Schmalhans ein Begleiter des Alltages der Familie May war. Von schädigenden gesundheitlichen Folgen allerdings ist, jedenfalls bei May, keine Rede. Auch nicht, daß während dieser Hungerperiode etwa die jüngeren, potentiell anfälligeren Schwestern (Christiane Wilhelmine, geb. 1844, und Ernestine Pauline, geb. 1847) erkrankt oder erblindet wären. Daneben lohnt es sich, diese Pflanzen genauer anzuschauen. Die Melde, Atriplex, auch als Spanischer Spinat bezeichnet, ist eine uralte Nährpflanze, die ursprünglich von den Römern nach Deutschland gebracht wurde. Wilder Lattich (Laduca serriola) ist die Stammpflanze des Gartensalates und ein bedeutender Vitaminlieferant (ganz speziell auch des Vitamin A!). Hinter dem Namen Otterzunge verbirgt sich der Schlangenknöterich (Polygonum bistorta). In all diesen Pflanzen ist das Provitamin A enthalten; um es allerdings resorptionsfähig zu machen, müssen die Pflanzen – wie in der Familie May auch geschehen – zu einer Suppe gekocht werden. "Green leafy vegetables are unbottled medicines."[31] Schließlich, und dies konnten weder May noch der Gastwirt der ›Stadt Glauchau‹ wissen, die Kartoffel versammelt die meisten in ihr enthaltenen Vitamine gerade unter der Schale. Summa summarum: Auch diese Episode kann auf gar keinen Fall eine Vitaminmangel-Hypothese untermauern, und erst recht darf man sie nicht in einen Zusammenhang mit Mays frühkindlicher Erkrankung bringen, die zeitliche Zuordnung stimmt einfach nicht.
Fazit: Alle Angaben Mays über die Ernährung während seiner Kindheit und Jugend geben keinen Hinweis auf eine ausgeprägte Vitamin-A-Unterversorgung, wie sie für die Hypothese einer Xerophthalmie assoziierten Blindheit unumgänglich wäre. Vor allem die Grundlage dieser These, die „Zustände im 19. Jahrhundert […] sind nachweisbar mit den Bedingungen in den heutigen Entwicklungsländern nahezu identisch",[32] läßt sich in dieser Simplizität ganz sicher nicht aufrechterhalten.

Noch einmal: Wie entsteht Blindheit durch Vitamin-A-Mangel?

Vitamin-A-Mangel kann durch unzureichendes Nahrungsangebot, durch fehlende Resorption (z.B. bei Durchfall) oder durch Erkrankungen, die den Vitamin-A-Stoffwechsel beeinträchtigen, entstehen und dann zu einem als ›Xerophthalmie‹

30 Mischnick, wie Anm. 4, S. 42.
31 Alfred Sommer: Nutritional Blindness. Xerophthalmia and Keratomalacia. New York, Oxford 1982, S. 209.
32 Harder, wie Anm. 3, S. 18.

bezeichnetem Krankheitsbild führen. Eine internationale Konsensuskonferenz[33] hat dieses Krankheitsbild definiert und in primäre wie sekundäre Zeichen eingeteilt. Die von Harder als charakteristisch behauptete Augenlidschwellung[34] findet sich weder bei den primären noch bei den sekundären Kriterien, ist kein Bestandteil des Krankheitsbildes. Die Schwere der Erkrankung ist proportional abhängig vom Vitamindefizit, ihr Wesen ist eine fortschreitende Schädigung der Binde- und Hornhaut. Wenn nun der Vitaminmangel nicht behoben wird, können schwere Komplikationen auftreten: "perhaps half or more of the children with active corneal xerophthalmia ordinarily go blind."[35] In diesem Stadium sind die Kinder in der Regel "severely malnourished", so daß die Mortalität sehr hoch ist: "[…] only 20% of children sure to go blind would probably have survived without treatment."[36] Für die überlebenden, nun jedoch erblindeten Kinder gilt indessen die fatale Konsequenz: "What here once has been lost the treatment can never restore."[37] Eine Heilung der Erblindung ist nicht mehr möglich. So ist also eine Prävention der xerophthalmiebedingten Erblindung, nicht deren Heilung, Ziel vieler Programme von nationalen, supranationalen oder auch karitativen Organisationen. Dieser eigentlich leicht verständliche Unterschied muß hier betont werden, da er, wie eine veröffentlichte Anmerkung zur Blindheitsdiskussion zeigt[38], nicht immer präsent ist.

Die von Harder und Mischnick also vorgeschlagene ophthalmologische Erkrankung – eine zwei-, drei- oder mehrjährige, durch Vitamin-A-Mangel bedingte Unfähigkeit, die Augen zu öffnen, bei gleichzeitiger Unversehrtheit der darunterliegenden Hornhaut – ist schlicht eine fiktionale Konstruktion, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Zunächst würde dies bedeuten, daß sich bei dem Kleinkind Karl May der Vitamin-A-Spiegel über Jahre konstant auf einem gleichförmig niedrigen, aber nicht zu niedrigem Spiegel befunden hatte. Dies ignoriert, daß es Zeiten gab, die für die Vitaminversorgung ungünstiger (später Winter) oder wieder günstiger (Sommer und Herbst) waren, ignoriert, daß es in Mays Familie schlechtere wie bessere Zeiten gab. Eine leichte Xerophthalmie hätte zu ihrer Heilung keine ärztliche Behandlung, sondern zwei, drei Wochen normale, vitaminreiche Kost erfordert: Gemüsesuppe, Karotteneintopf, mal ein Rührei, einige Gläser Milch.

Dann ist natürlich die immer wieder beschworene Schwellung der Augenlider kein pathognomonisches Zeichen der Xerophthalmie und tritt nicht bei einer leichten Form auf, wie sie May gehabt haben soll, und ganz sicher nicht so, daß sie jahrelang beide Augen so fest verschließen konnte, daß hier das Wort Blindheit verwenden werden darf. Natürlich gibt es Krankheitsbilder, die durch eine entzündliche Schwellung der Augenlider zeitweilig ein Öffnen der Augen erschweren oder gar verhindern. In einer aktuellen Veröffentlichung[39] versuchen Harder und Mischnick

33 Report of a joint WHO/USAID Meeting: Vitamin A deficiency and Xerophthalmia. Tech. Rep. Ser. No. 590, WHO, Genf 1976.

34 Harder, wie Anm. 3, S. 19.

35 Sommer, wie Anm. 31, S. 179.

36 Ebd., S. 184.

37 Ebd., S. 176.

38 Erwin Müller: Fundsache zum Thema Blindheit. In: KMG-N 125/2000, S. 42.

39 Ralf Harder und Wolfgang Mischnick: Die Hungersnot der 1840er Jahre und ihre

nun durch eine angelesene Aufzählung von ophthalmologischen Krankheitsbildern den Eindruck zu vermitteln, hier könne es sich wohl nur um durch Vitamin-A-Mangel bedingte Erkrankungen handeln. Diese Ausführungen bedürfen natürlich einer Korrektur, da hier ein vorschnelles Heureka an die Stelle von korrekter Argumentation tritt:
Die ›phlyktäntulose Augenentzündung‹ ist eine sog. allergisch-hyperergische Augenerkrankung, die vor allem bei Kindern im Vorschulalter (also auch nicht in der Frühkindheit) auftritt. Sie hat keinerlei pathogentische Verbindung mit einem Vitamin-A-Mangel und ist in ihrer Genese heute aufgeklärt. Wenn nun Harder und Mischnick beklagen, „Zeilinger hätte die Bedeutsamkeit diverser Augenliderkrankungen […] berücksichtigen müssen“[40], so ist dieser Vorwurf nur mit mangelnder Lektüre meiner Ausführungen zu erklären. Gerade zu dieser Erkrankung sprach und schrieb ich: „Denn eine chronische Augenerkrankung wie die […] Keratoconjunktivitis phlyctaenulosa mag durchaus die Kindheitsjahre begleitet haben […]“[41] Ein ›Ekzem der Lidhaut‹ ist hier genauso fehl am Platze wie die folgenden ›phlegmonöse Entzündung und Abscesse‹ der Augenlider: hier sind höchst pathogene Bakterien, nämlich Streptokokken, Auslöser einer akuten Infektion, die eine rasche ärztliche Intervention erfordern. Unter der Bezeichnung ›Blepharospasmus‹ summieren sich akute schmerzhafte Erkrankungen des vorderen Augenabschnittes, die zu einem krampfartigen Verschluß der Augenlider führen. Ein pathogenetisches Kennzeichen des Blepharospasmus ist übrigens das tränende, das nasse Auge, also so ziemlich genau das Gegenteil einer Xerophthalmie, eines ›trockenen Auges‹. All diese Erkrankungen haben, wie wir wissen, keinen Zusammenhang mit einem Vitamin-A-Mangel und müssen also aus der Argumentationskette von Harder und Mischnick gestrichen werden. Es wäre dagegen sinnvoller gewesen, beide Autoren hätten einen Blick in die von mir erwähnten Quellenwerke von Magnus geworfen, die umfassend einen Überblick über das Entstehen und Auftreten von Blindheitsursachen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland geben.[42] In diesen Werken werden alle bekannten Blindheitsfälle untersucht, dokumentiert und aufgelistet, unter anderem auch alle jugendlichen wie erwachsenen Patienten der Königlich-Sächsischen Blindenanstalt zu Dresden (wie auch der zu Leipzig), und bei den vielfältigen, akribisch dokumentierten Erblindungsursachen taucht die Bezeichnung Xerophthalmie (oder Xerosis, wie damals dieses Krankheitsbild genannt wurde) an keiner Stelle auf. Bei drei von insges. 770 selbst untersuchten blinden Kindern beschreibt Magnus als Erblindungsursache eine sog. Keratomalazie, also Hornhautzerstörung; hier könnte in der Tat ein Vitamin-A-Mangel Ursache oder Kofaktor für die Erblindung gewesen sein. So bleibt die Tatsache bestehen, daß diese Erkrankung als relevante Erblindungsursache nicht bezeichnet werden kann.

Auswirkungen am Beispiel Karl Mays und seiner frühkindlichen Erblindung. http://www.karl-may-stiftung.de/hungersnot/html. In veränderter Form auch in diesem Heft veröffentlicht: S. 4ff.

40 Ebd., S. 11.

41 Zeilinger, wie Anm. 2, S. 192.

42 Hugo Magnus: Die Blindheit, ihre Entstehung und ihre Verhütung. Breslau 1883. Ders.: Die Jugendblindheit. Wiesbaden 1886.

Wenn nun Harder und Mischnick trotzdem suggerieren, „diese Behauptung ist unhaltbar“, so ist hier der Boden einer rationalen Diskussion verlassen und wir befinden uns im argumentativen Absurdistan.
Die Xerophthalmie als Erkrankung tritt dann sporadisch auf, wenn rein individuelle Faktoren, die nur für das betroffene Kind, und nicht für das Geschwister- oder Nachbarkind gelten, in Frage kommen. Wenn also ein Kind unter längerem Durchfall leidet, von seiner Mutter nicht gestillt werden kann, nur Reis als Nahrung erhält, zusätzlich an Masern erkrankt, kann es an Xerophthalmie erkranken, und doch bleiben die Geschwister dieses Kindes gesund. Wenn aber nun äußere sozio-ökonomische Bedingungen wie z.B. eine Hungersnot als Ursache für die Xerophthalmie bei Kindern anzusehen sind, betrifft diese äußere Bedingung in einem definiertes Gebiet – Hohenstein, Ernstthal, die ganzen schönburgischen Lande oder weite Teile Sachsens – alle dort lebenden Kinder gleichen Alters und gleicher sozialer Herkunft. So hätte also Mays Blindheit, wäre sie von einer Hungersnot verursacht, kein Einzelschicksal, sondern ein für seine Zeit und Gegend typisches, ja sogar vorherrschendes Schicksal darstellen müssen.
In seiner augenärztlichen Habilitationsschrift von 1868 faßte Cohn nicht nur das medizinische Wissen der Zeit über die Xerophthalmie bzw. Xerosis zusammen, sondern er listete auch alle bis dato im internationalen medizinischen Schrifttum veröffentlichten Fälle von Xerosis/Xerophthalmie auf.[43] In Deutschland waren bis dahin ganze 40 (!) Fälle beschrieben worden, kein Wunder, daß Cohn explizit die Xerosis eine sehr seltene Erkrankung nannte. Bei knapp der Hälfte der Patienten war eine Nachtblindheit vorausgegangen, nur hier können wir retrospektiv eine Vitamin-A-Mangelerkrankung sicher diagnostizieren. Eine spätere Arbeit, die die Xerophthalmie speziell bei Kindern beschrieb, konnte nur über drei Fälle bei Kindern berichten, die wegen der Schwere von Begleiterkrankungen alle einen letalen Ausgang hatten.[44] Es gibt also keine Zweifel an der Aussage, daß die Xerosis oder Xerophthalmie in Deutschland „auch vor 150 Jahren nur sporadisch“[45] auftrat. Alle anderen Behauptungen oder Annahmen haben außer Wunschdenken keine reale Basis. Und dieses Wunschdenken führt auch dazu, daß in den ›Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft‹ erstmals weltweit über eine Erkrankung berichtet wird, die es ansonsten nirgends gibt: die Tagesblindheit,[46] bedingt durch Vitamin-A-Mangel. Daher ein Gruß nach down under: “Nightblindness has been called ›nyctalopia‹ and ›hemeralopia‹ […]”[47]
Die für Mays Kinderjahre häufigste und typischste Erblindungsursache von Kleinkindern war – da gibt es gar keine Zweifel – die Infektion durch Bakterien. Auch hier kannte man damals noch nicht die Erkrankungsursachen, und doch wurden die Krankheitsbilder gültig beschrieben. Da ja Infektionsursachen wie Infektionswege unbekannt waren, mußte jede Therapie als Medikasterei erscheinen. So auch in der

43 Hermann Cohn: Über Xerosis Conjunctivae. Breslau 1868.
44 August Pilz: Ein Beitrag zur Kenntnis der infantilen Xerosis Conjunctivae. Halle 1890.
45 Zeilinger, wie Anm. 2, S. 187.
46 Thomas, wie Anm. 23, S. 9.
47 Sommer, wie Anm. 31, S. 4.

Ausbildungsstätte der Mutter Mays, der Hebammenlehranstalt der Medizinisch-Chirurgischen Akademie zu Dresden. Unter Carl Christoph Haase, einem der potentiellen Retter des Augenlichtes von Karl May, war die Müttersterblichkeit dramatisch angestiegen. Die Hebammenlehranstalt, als soziale Einrichtung für „die in Unehren geschwängerten Weibspersonen“ gegründet, wurde damals von mehreren regelrechten Wundbettfieberepidemien heimgesucht, so daß zeitweilig die ganze Anstalt evakuiert werden mußte. Eine dieser letzten Epidemien fand übrigens 1844/45, als Christiane May den Entschluß faßte, Hebamme werden zu wollen, statt. Haase, damals noch Leiter des Entbindungsinstitutes, führte in Unkenntnis der wahren Ursachen einer Infektion die Todesfälle noch auf Miasmen, also schädliche Ausdünstungen zurück.[48] Wir wissen heute, daß es Ärzte und Hebammen waren, die die tödlichen Keime mit ihren Händen übertrugen. Also auch hier in Dresden haben wir ein tragisches Beispiel jener von May beklagten Mischung von Armut, Unverstand und verderblicher Medikasterei. Dort war es dann Woldemar Ludwig Grenser, der Nachfolger Haases, der die 1847 publizierten Erkenntnisse von Ignaz Semmelweis – freilich zu einer Zeit. als May schon lange gesundet war – praktisch umsetzte und so endlich und verdienstvoll Schutzmaßnahmen für Mütter und Kinder einführte.

Welche Schlußfolgerungen können wir aus der Blindheitsdiskussion ziehen?

Es gibt keinen Grund, die frühkindliche Erkrankung Mays anzuzweifeln, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß sie mit einer Augenerkrankung einherging. Die wenigen erhaltenen Hinweise allerdings sind zu spärlich, um hieraus eine auch nur halbwegs gesicherte Diagnose ziehen zu wollen. Eine Antwort kann daher nur spekulativen Charakter haben und sollte im Konjunktiv geäußert werden. Am allerwenigsten aber ist die Blindheit Mays mit medizinisch-wissenschaftlichem und medizinhistorischem Instrumentarium deutbar, eine schlüssige Antwort, eine befriedigende Entzifferung läßt sich nicht geben. Hier müssen daher andere Wissenschaften, z.B. die Psychologie, auf den Plan treten. Nun hat aber die Blindheitsdiskussion noch einen tieferen Streitpunkt offenbart, den Umgang mit Mays Autobiographie. „Man hat sogar die Behauptung aufgestellt, gewisse von May niedergeschriebene Lebenserinnerungen seien nur zur Überhöhung der eigenen Großartigkeit entstanden, oder aber um seinem unerbittlichen Gegner Lebius und dessen Verleumdungen mit eigener frisierter Vita Paroli zu bieten.“[49] – dies ein Vorwurf gegen den Verfasser dieser Zeilen. Lassen wir Karl May selbst dazu antworten. In einem Brief an Fehsenfeld vom 14.11.1910 stellte er fest, sein Buch sei *so geschrieben, daß es mir die Prozesse gewinnen hilft. Es hat nur diesen einen Zweck, weiter keinen […]*[50] Ohne Zweifel enthält also Mays Biographie auch eine nicht unerhebliche Portion an instrumentalisierter Apologetik, in der auch die Blindheit den Rang eines Plädoyers erhält: *Nur wer blind gewesen ist und wieder sehend wurde […] be-*

48 Andrea Göbel: Professor Carl Friedrich Haase als Direktor des Königlich-Sächsischen Entbindungsinstitutes Dresden. Dresden 1983.

49 Mischnick wie Anm. 7, S. 35.

50 Zit. nach Hans Wollschläger: Werkartikel zu *Mein Leben und Streben*. In: Karl-May-Handbuch, wie Anm. 19, S. 566.

sitzt die Fähigkeit mich zu kritisieren, ***sonst keiner!*** (LuS 31) Und doch ist die Biographie mehr als eine Verteidigungsschrift. Für May hatte das Resümieren, das Nachdenken über den eigenen Lebensweg gerade in einer Zeit heftiger Auseinandersetzungen um seine Person sicher auch die Funktion, in seinem Lebensweg einen roten Faden, eine Erklärung für seinen ungewöhnlichen Werdegang zu finden. So müssen wir auch zwischen den Zeilen, und nicht nur in ihnen, diesen Weg zur Selbsterkenntnis suchen. Das macht das Werk nicht zu einer objektiven Quellensammlung, die uns unanfechtbare Details aus seinem Leben bietet. Plaul hat in seinem Vorwort zum kommentierten Reprint von *Mein Leben und Streben* zu recht gewarnt: „Selbstbiographien gehören in der Regel zu jener Kategorie von Quellen, die für wissenschaftliche Studien nur unter gewissen Vorbehalten mit Nutzen herangezogen werden können.“ Denn „in der dabei unvermeidlichen Vermischung von Erlebtem und Erdachtem, von Realem und Subjektivem besteht […] ihre Problematik.”[51] Dies ist sicher keine Eigentümlichkeit der Biographie Mays, sondern ein grundsätzliches Problem von Erinnertem, das selten objektiv und realistisch ist, auch und gerade wenn es in Buchform geschildert wird. „Die Schilderungen der Verwandten, die eigenen Erinnerungen, die mit den Geschichten verbundenen Gefühle – all das vermischt sich mit der Zeit und wird zur Geschichte unseres Lebens.”[52] Und diese Geschichte seines Lebens lieferte May – wie auch uns allen – Begründungen für individuelles Denken und Verhalten, gab ihm Erklärung für die Entwicklung seines Charakters und persönlicher Identität. So sinnstiftend also die Blindheit in Mays Biographie ihren Platz erhielt, so wenig kann sie aber uns objektiv eine Erklärung für Mays schriftstellerische phantasiereiche Kreativität geben. Denn kranke Kindheit und unglückliche Jugend prädestinieren natürlich nicht für eine spätere literarische Karriere, die Welt wäre sonst übervoll von schreibenden Titanen. So sollten Auseinandersetzungen über Details seines persönlichen und literarischen Werdeganges nicht den Blick dafür trüben, daß hier eine Diskussion nicht gegen, sondern für Karl May geführt wird. Sonst wäre Blindheit in der Tat weniger ein Problem Mays denn seiner spätgeborenen Zeloten.

51 Hainer Plaul: Vorwort zum Reprint von LuS, S. VII–VIII.
52 Ursula Nuber: Der Mythos vom frühen Trauma. Frankfurt 1995, S. 144.

Albrecht Götz von Olenhusen

Karl Mays Erbe und die Gründung des Karl-May-Verlages*

Mit einer Dokumentation des Gesellschaftsvertrages zwischen Klara May, Friedrich Ernst Fehsenfeld und Euchar Albrecht Schmid

I. Der ›Stiftungsverlag Fehsenfeld und Co.‹, Dresden-Radebeul

Karl Mays Tod im Jahr 1912 bedeutete eine auch verlagsrechtliche Zäsur. Nach einer gewissen zeitlich Distanz, innerhalb deren sich die erbrechtlichen und einige verlagsrechtliche Probleme zunächst einmal abklären ließen, gründete der bisherige Verleger der ersten Ausgabe der May'schen Reiseerzählungen, der sogenannten ›Freiburger Ausgabe‹, Friedrich Ernst Fehsenfeld (1853–1933), zusammen mit Dr. Euchar A. Schmid (1884–1951) und Karl Mays Witwe Klara May (1864–1944) den alsbald und vor allem in den folgenden Jahrzehnten immer berühmter werdenden Radebeuler Karl-May-Verlag (später in Bamberg, heute Bamberg/Radebeul).

Fehsenfeld war damals noch ein erfolgreicher Verleger, wenn auch der Verlag in den Jahren der Karl-May-Hetze zu kämpfen hatte, jedenfalls in puncto Karl May, und wohl auch schon um einiges schlechter dastand als in den 90er Jahren; fast 60 Jahre alt, mag der Verleger ein besonderes Interesse gehabt haben, die schwere Verantwortung für das umstrittene, komplizierte und öffentlich kontroverse May'sche Erbe weitgehend in andere Hände zu legen.[1] Damit dürfte auch das Interesse von Karl Mays Witwe Klara May mit ihren Bestrebungen, das ideelle und materielle Erbe Karl Mays zu wahren, umschrieben sein; aus der bisherigen Verlagsbeziehung zwischen Fehsenfeld und Karl May waren außerdem einige ungeklärte Honorarposten übriggeblieben.

Karl May war, trotz der jahrzehntelangen sehr guten und im wesentlichen auch durch einige Differenzen letztlich ungetrübten, aber zuweilen auch belasteten Beziehung, vor allem im letzten Jahrzehnt, nicht immer mit allen verlegerischen Entscheidungen einverstanden. Es war gerade Karl Mays literarisches Umdenken zum Ende des Jahrhunderts, seine öffentliche Ankündigung, jetzt erst seine ›eigentlichen Absichten‹ als Schriftsteller zu offenbaren, nicht mehr Indianergeschichten, sondern hochfliegende ›Predigten an die Völker‹ schreiben zu wollen, welche den Verleger, dem es an ungestörter und möglichst gleichbleibender Verkäuflichkeit der über lange Jahre hinweg so erfolgreichen Verlagswerke lag, irritierten mußte. Eine Belastungsprobe hatte etwa die Diskussion um die neuen Deckelbilder mit sich gebracht, denn Fehsenfeld war nicht sonderlich an den heute berühmten, im Jugendstil gehaltenen künstlerischen Sascha-Schneider-Bildern interessiert, die zum damaligen Zeitpunkt wohl eher einen ungewohnten Eindruck vermittelten.[2]

---

* Herrn Erwin Müller, Föhren, und Frau Dr. Gudrun Keindorf, Bovenden, danke ich für freundliche Hinweise, Korrekturen und Anregungen.

1 Zur Biographie Friedrich Ernst Fehsenfelds: Olenhusen, Fehsenfeld; Olenhusen, KM; LuS, S. 431ff.; Guenther, Verleger; Guenther, Fehsenfeld; Roxin, Leben, S. 99ff.

2 Vgl. Hatzig, Freundschaft; Günther/Hoffmann, Künstlerfreundschaft; Röder, Schneider, S. 3–10, 32–34. Vgl. dazu Guenther, Verleger, S. A20ff.

Sie standen ästhetisch sicherlich auf einem viel höheren Niveau als die Umschlagtitel der bisherigen profitableren Ausgaben, wurden aber dann doch lediglich für eine Liebhaberausgabe reserviert. Insgesamt hat zwar Sascha Schneider eine Reihe von Deckelbildern geschaffen, und die Großfolio-Mappe, die für 12 Mark zu haben war, blieb mit den 25 Tondruck-Autotypen weiter am Markt, sie war aber damals kein Bestseller. Die Auflagen der Reiseerzählungen ihrerseits litten unter den scharfen Debatten um das Werk Karl Mays.
Die Vereinbarung über die Gründung der Gesellschaft im Jahre 1913 ist offensichtlich die Grundlage und der Ausgangspunkt für das spätere Verlagsimperium Dr. Euchar Albrecht Schmids, also gewissermaßen die ›Magna Carta‹ des späteren Karl-May-Verlages. Die darin enthaltenen Bestimmungen, die Bewertungen und sonstigen Wertangaben werfen ein Licht darauf, wie die Beteiligten damals den Wert des Verlages und der Verlagsrechte bezifferten, und die Satzungsnormen des Vertrages regelten für geraume Zeit, wie mit dem Erbe Karl Mays in verlegerischer Hinsicht umgegangen, wie es in der Zukunft in einem einzigen Verlag genutzt und der Öffentlichkeit dargeboten werden sollte.

Der Gesellschaftsvertrag

Der Gesellschaftsvertrag, der zwischen den drei Partnern im Frühjahr des Jahres 1913 geschlossen wurde und den wir im folgenden, wenn ich recht sehe, erstmals der Öffentlichkeit darbieten können, ist ein bemerkenswertes Dokument in mehrfacher Hinsicht:
Zum einen kennzeichnet er die Zäsur zwischen dem Fehsenfeld-Verlag in Freiburg[3] einerseits und dem neuen Verlagsgebilde als ›Stiftungs-Verlag-Fehsenfeld & Co.‹ in Dresden-Radebeul andererseits. Was aber noch wichtiger ist: Er charakterisiert den Neubeginn und ist gewissermaßen die Gründungsurkunde des späteren Verlagsunternehmens in Radebeul, welches entscheidend bestimmt wurde von Euchar Schmid als dem unermüdlichen Motor und überaus geschickten Betreuer des künftigen Verlagsunternehmens und der sorgsamen verlegerischen Pflege des Nachlasses von Karl May (Guenther, Verleger, A28ff.).
Unterzeichnet wurde der Gesellschaftsvertrag zwischen Fehsenfeld, Dr. Euchar Schmid und Klara May im April des Jahres 1913. Der Beginn des Unternehmens als Verlag wurde aber auf den 1. Juli 1913 datiert. Dies ist also der offizielle Beginn des Radebeuler Karl-May-Verlages. Allerdings ist der Vertrag tatsächlich schon früher wirksam geworden. Dies geschah mit der Unterzeichnung durch die drei Vertragspartner. Diese signierten allerdings interessanterweise zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten. Der Verleger Fehsenfeld unterschrieb als erster in Freiburg am 2. April 1913. Dr. Euchar Schmid folgte in Stuttgart am 5. April 1913, während Klara May in Dresden-Radebeul anschließend am 18. April 1913 ihre Unterschrift unter das Vertragswerk setzte. Aus ganz praktischen Gründen wird man den Beginn des Halbjahres als Datum gewählt haben. Tatsächlich

3 Eine Geschichte des Verlages Fehsenfeld, Freiburg, in den Jahren 1890 bis 1933 bleibt ein Desiderat. Überblicke in: Wehnert, KMV; Schmid, Werk, S. 189ff. Vgl. auch Schmid, KM-Ausgaben. Zur Geschichte des Radebeuler Karl-May-Verlages vgl. auch KMV, 25 Jahre; KMV, 50 Jahre.

waren die Vertragspartner jedoch bereits seit dem 18. April 1913 mit der Unterschrift Klara Mays gesellschaftsrechtlich in der Neugründung, einer offenen Handelsgesellschaft (OHG), verbunden.

Das Erbe wird geordnet

Euchar Schmid hat über die nach Karl Mays plötzlichem Tod entstandene erbrechtliche und vertragsrechtliche Situation später eine zusammenfassende Darstellung gegeben:

„Das Erbe.

Des Dichters unerwartetes und plötzliches Ableben ließ die meisten Rechtsverhältnisse ungeklärt und in großer Wirrnis zurück. Es galt in jeder Hinsicht Ordnung und Einheitlichkeit zu schaffen. Zu diesem Zweck wurde zunächst der Karl-May-Verlag gegründet; Mitglieder dieser offenen Handelsgesellschaft sind May's Witwe, sein bisheriger Hauptverleger F. E. Fehsenfeld, der seine sämtlichen Vorräte und Verlagsrechte an May's Werken in die Firma einbrachte, und Dr. jur. E. Schmid, der mit der Leitung des neuen Verlags betraut wurde.

Soweit diese drei Personen nicht bereits sämtliche Urheberrechte Karl May's besaßen, erfolgte unter großen Opfern der Rückkauf der vorher in anderen Händen befindlichen Verlagsrechte; vor allem wurden die früher bei der Union-Stuttgart […] erschienenen Werke zurückerworben und dadurch der Ausbau der bisherigen »Gesammelten Reiseerzählungen« zu »Gesammelten Werken« ermöglicht.

Nicht minder wichtig war der Abschluß der unseligen Zivilprozesse, deren Ausgang man nicht absehen konnte. Es ist gelungen, sie alle ohne Ausnahme zu einem raschen und günstigen Abschluß zu bringen, wobei die Mehrzahl, darunter auch der 12 Jahre dauernde Münchmeyer-Prozeß, durch Vergleiche erledigt wurden.

Schließlich mußte man noch die durch May's Testament gegebenen letzten Wünsche des Heimgegangenen in rechtliche Formen bringen und ihnen dadurch Dauer und Wirkung sichern; auch das kam nach langen Mühen lückenlos zustande.“ (Schmid, Nachlaß, 533–534).[4]

Fehsenfeld brachte in der Tat sein gesamtes Buchlager der Werke Karl Mays in die Gesellschaft ein. Zu seinem Anteil gehörten auch die Verlagsrechte an den ›Reiseerzählungen‹ und anderen Werken, soweit sie bei ihm lagen. Klara May stellte der Gesellschaft bis zu deren Auflösung ihre gesamten „Autorenrechte“ (ausschließlich der Übersetzungsrechte) zur unumschränkten Verfügung. Damit wurden natürlich nicht Urheberrechte übertragen, die ererbt worden waren, sondern die Verlagsrechte und, mit Ausnahme der Übersetzungsrechte, offenbar gemäß der damaligen Rechtsauffassung die sonstigen verlegerischen Haupt- und Nebenrechte. § 4 des Vertrages ist denn auch zutreffend mit „Verlagsrechte“ überschrieben. Euchar Schmid als neuer Geschäftsführer beteiligte sich mit 10.000 Mark in bar.

4 Heute in der 38. Auflage des Bandes „Ich“ (1992) in teilweise veränderter Fassung auf S. 334f. Zur Karl-May-Stiftung vgl. Wehnert, KMV, S. 681.

Die Universalerbin

Interessant ist die erste Bezeichnung des Unternehmens: ›Stiftungs-Verlag Fehsenfeld & Co.‹ (§ 1). Es wurde als Verlagsgeschäft mit Sitz in Dresden-Radebeul festgelegt. Die Bezeichnung ›Stiftungs-Verlag‹ mag vielleicht auch damit zusammenhängen, daß Karl May testamentarisch festgelegt hatte, daß seine Rechte in eine Karl-May-Stiftung, jedenfalls nach dem Tode Klara Mays, eingebracht werden sollten (Steinmetz, Testamente; KM, ›Ich‹, 584 bzw. 38. Aufl., 352f.).[5] Karl May setzte schon in seinem Testament vom 3. September 1902 Klara May als Universalerbin ein. Das weitere Testament vom 8. März 1908 beließ es bei ihrer Einsetzung als Universalerbin; allerdings waren daran mehrere Bedingungen verknüpft: Klara May sollte den beiden Schwestern Mays eine Rente zahlen. Auch sollte sie eine mildtätige Stiftung einrichten, welcher der Nachlaß und die Einkünfte aus den Werken zufließen sollten. Schließlich sollte im Falle ihrer Wiederverheiratung das gesamte Erbe am Tage der Heirat allein der Stiftung zukommen. Die Stiftung war also, rechtlich gesehen, insoweit bedingte Nacherbin nach Klara May. Die 1908 von Karl May verfügte Bestimmung im Testament, daß das Erbe im Falle der Wiederverheiratung Klara Mays der Stiftung zufallen solle, bedarf nicht nur des juristischen Kommentars, sondern auch der psychologischen Deutung.[6] Karl Mays Bindung an seine ihn bis zur Selbstaufgabe verehrende, ihn aufopferungsvoll unterstützende zweite Frau wurde damit materiell und ideell auf ihre Rolle als Bewahrerin des Erbes festgelegt, das wohl nach den Vorstellungen Karl Mays im Jahre 1908, wie sie sich im Testament niedergeschlagen haben, nicht unter den Einfluß oder gar das Diktat eines ehelichen Nachfolgers geraten sollte. Jedenfalls sollte eine Eheschließung nicht zu schwierigen erbrechtlichen Folgen führen, was ja bei einer neuen Heirat und einem eventuellen Tode Klara Mays vor einem etwaigen späteren Ehemann ohne weitere Regelung hätte der Fall sein können. Die gültige Fassung dieses Testamentes lautete:

Testament.

Ich, Karl Friedrich May, Schriftsteller, geboren am 25ten Februar 1842 in Ernstthal, geistig und seelisch mich vollständig gesund und zurechnungsfähig fühlend, erkläre für meinen Todesfall meine Frau, Klara May, verwittwete Plöhn geborene Beibler aus Dessau, als meine Universalerbin.

Ihr soll Alles zufallen, was ich besitze und was meine Werke noch einbringen werden, doch stelle ich hierzu folgende Bedingungen:

1. hat sie meinen beiden Schwestern Wilhelmine verwittwete Schöne geborene May, und Karoline verwittwete Selbmann geborene May, beide in Hohenstein-Ernsttahl wohnend, bis zu deren Tode vierteljährlich je 150 Mark, sage hundertfünfzig Mark, Unterstützung baar und pränumerando auszuzahlen.

---

5 Zur Karl-May-Stiftung vgl. die Stiftungsurkunde vom 05.03.1913, in: KM, ›Ich‹, S. 585–587 bzw. 38. Aufl., S. 353–355, sowie die Erbverträge vom 11./23.12.1913 und 26.01.1926, ebd., 38. Aufl., S. 355–357. – Zur Anfechtung des Testamentes von Karl May vgl. Linkemeyer, Möglich.

6 Wiederverheiratungsklauseln in Testamenten sind seit jeher nicht unüblich, aber juristisch problematisch. Vgl. Buchholz, Erbfolge; Otte, AcP, S. 187, 603; Kipp/Coing, Erbrecht, § 79, S. 336ff.

2. soll Alles, was sie von mir erbt, der mildthätigen Stiftung, die ich mit ihr besprochen habe, zufallen, und zwar erst nach ihrem Tode. Sollte sie sich aber wieder verheirathen, so fällt es schon am Trauungstage dieser Stiftung zu.

Radebeul,
Sonntag, den 8ten März 1908

Karl May
Schriftsteller.[7]

Schon das Testament vom 3. September 1902 hatte bekanntlich Klara zur alleinigen und unbeschränkten Universalerbin bestimmt, zu einem Zeitpunkt, zu dem Mays erste Ehe in die Brüche gegangen und die Beziehung zu Klara Plöhn sich so entwickelt hatte, daß er einige Tage später die Scheidungsklage gegen seine Frau Emma einreichen ließ. Testamentarisch schien damit alles geklärt zu sein.
Euchar Schmid hatte jedoch Recht, wenn er die Gesamtsituation nach dem Tode Mays als rechtlich verworren und ungeklärt bezeichnete. Die strittigen Punkte, die der Klärung bedurften, sollen hier nicht ausführlich dargestellt werden. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß sich die faktische und rechtliche Verwirrung infolge des Testaments und wegen der Verlage noch einige Zeit fortsetzte. Selbst bis in die jüngste Zeit wird nicht überall unterschieden zwischen dem Erbe, auf das Klara May 1908 als Universalerbin eingesetzt worden war und das ihr 1912 zufiel, dem Stiftungsvermögen der Karl-May-Stiftung und den Werten, die nach dem OHG-Vertrag von 1913 in die von Fehsenfeld, Euchar Schmid und Klara May gegründete Radebeuler Gesellschaft eingebracht wurden. Wenn also bei Hainer Plaul die am 01.07.1913 beginnende Verlagsfirma als „Verlag der Karl-May-Stiftung Fehsenfeld & Co.“ bezeichnet worden ist, entspricht dies nicht exakt der formellen Bezeichnung im Gesellschaftsvertrag und erweckt den Eindruck, als müsse es eine Karl-May-Stiftung Fehsenfeld & Co. gegeben haben, die wiederum Inhaberin eines Verlages gewesen sei (LuS, 433). Plaul hat dies vielleicht dem Umstand entnommen, daß die ersten Ausgaben des neuen Verlages auf dem Buchrücken und im Impressum diese Bezeichnung führten. Die Gründung der OHG war, anders als dies Plaul dargestellt hat, juristisch auch nicht notwendig, um der testamentarischen Verfügung zu entsprechen, daß Vermögen und Einkünfte einer mildtätigen Stiftung zufließen sollten; denn Klara Mays Erbenstellung als Universalerbin sicherte ihr zu Lebzeiten, jedenfalls testamentarisch, das von Karl May ererbte Nachlaßvermögen und die daraus fließenden Einkünfte. Euchar Schmid bezeichnete die Neugründung (seine Darstellung stammt allerdings aus späterer Zeit) anders als in § 1 des Gesellschaftsvertrages als „Karl-May-Verlag“. Seine Bezeichnung war allerdings in der Sache richtig, weil in dem neuen Verlag nur Werke Karl Mays erschienen, nur formell war die Bezeichnung jedenfalls zu Beginn des Unternehmens im Jahre 1913 noch eine durchaus andere. Zu späterer Zeit lautete die Bezeichnung nämlich „Karl-May-Verlag Fehsenfeld & Co.“
Für die zu errichtende Stiftung wurde nach dem Tode Karl Mays am 30. April 1912 ein Pfleger bestellt. Den Wert des Nachlasses bezifferte Klara May im Jahre 1912

7 Zit. nach Steinmetz, Testamente, S. 10f.

mit etwa 250.000 Mark.[8] Das Gesamtwerk umfaßte allerdings 1913 schon eine Gesamtauflage von 1,6 Millionen Bänden. Bis 1945 sollten es bereits 9,4 Millionen werden.[9]
Die am 1. Juli 1913 begonnene neue Gesellschaft hatte eine einvernehmlich vorgesehene, nicht durch Kündigung zu verringernde Laufzeit von zehn Jahren. Damit verknüpft war eine Verlängerungsklausel um weitere fünf Jahre.

Ein Autor und seine Werke: In Mark und Pfennig

Bemerkenswert ist auch der Wert, den die Vertragspartner ansetzten. Der Wert der Reiseerzählungen samt Einbanddecken, also der Wert des Buchlagers des Verlages Fehsenfeld, wurde auf den 1. Juli 1913 „durch Inventur festgestellt und zu Herstellungskosten einschließlich der dafür bezahlten Autorenhonorare berechnet.“ Die drei Vertragspartner setzten die Herstellungskosten für die Werke *Babel und Bibel*, *Dorfgeschichten*, *Ernste Klänge*, *Mein Leben und Streben*, *Himmelsgedanken*, nebst den Karl-May-Postkarten und der Sascha-Schneider-Mappe sowie für alle Bilder, Klischees, Matern und Platten mit einer vergleichsweise bescheidenen, wohl eher nominell zu verstehenden Pauschalsumme von 15.000,00 Mark fest. 10.000 Mark davon galten als Einlage Fehsenfelds in die Gesellschaft. 5.000 Mark wurden als Einlage Klara Mays gewertet. Hintergrund war, daß in einem am gleichen Tage zwischen Fehsenfeld und Klara May geschlossenen Vertrag die alten Honorardifferenzen durch einen ›Ausgleich‹ von 5.000 Mark beigelegt wurden. Dieser Vertrag liegt uns, jedenfalls bisher, nicht vor. Wir wissen auch nicht, ob er sich erhalten hat oder ob er bereits anderweitig einmal ans Licht gelangt ist. Doch dürfen wir aus der im Anhang zu dieser Darstellung abgedruckten Fassung des Gesellschaftsvertrages entnehmen, daß mit dieser Bewertung und Vereinbarung Fehsenfeld von einer Barzahlung an Klara May befreit wurde.
Betrachtet man den Gesellschaftsvertrag insgesamt, so wird auch deutlich, daß sich hier zwei Vertreter unterschiedlicher Verlegergenerationen gegenüber standen: Der alte Verleger, der sich gewissermaßen bis zu seinem endgültigen Ausscheiden noch Rechte sichern wollte, und der junge Verleger, der – seit den 90er Jahren bereits Karl-May-Leser und -Verehrer – im Alter von gerade 28 Jahren im Beginn seiner Laufbahn stand, aber durch seine Position als Geschäftsführer sich mit Zustimmung der Partner den wesentlichen faktischen Einfluß sicherte. Insgesamt hatten natürlich Fehsenfeld und Schmid gegenüber Klara May die als paritätisch projektierte Verlagsmehrheit am Unternehmen, zugleich aber konnte einem aufmerksamen Betrachter des Gesellschaftsvertrages natürlich nicht verborgen bleiben, daß für die Zukunft Euchar Schmid, zusammen mit Klara May oder mit ihr verbündet, das entscheidende Wort zu sagen haben würde.

---

8 Schr. AG Kötzschenbroda, 11.05.1912, an Königl. Min. d. Kultus und öff. Unterrichts, Dresden, Sächs. HStA Dresden, zit. nach Steinmetz, Testamente, S. 8–9. Den Wert des Nachlasses gab Euchar Schmid einschließlich Villa und Gartengrundstücke mit 140.000,00 M an. Vgl. Schmid, Nachlaß, S. 581 bzw. 38. Aufl., S. 350. Vgl. auch Euchar A. Schmid, Börsenbl., 83. Jg., Nr. 208, 07.09.1916, S. 1171, zit. nach LuS, S. 345f., Anm. 41.

9 Zur Rechtslage in Bezug auf Nachlaß- und Stiftungsvermögen vgl. Schmid, Erwiderung.

Klara May stellte der Gesellschaft bis zu deren Auflösung alle bereits erwähnten Rechte zur Verfügung. Dazu gehörte auch das vom Stuttgarter Union-Verlag neu übernommene Druckmaterial. In dem Verlag ›Union Deutsche Verlagsanstalt‹ in Stuttgart, einem Zusammenschluß der Firmen Gebr. Körner, Hermann Schönlein und Wilhelm Spemann, waren seit 1890 insgesamt acht Erzählungen Karl Mays in sieben Bänden verlegt worden, die seit 1887 zunächst in ›Der gute Kamerad‹, der vom Wilhelm-Spemann-Verlag verlegten Jugendzeitschrift, publiziert worden waren.

Der schriftliche Nachlaß

Euchar Schmid vereinbarte am 28. November 1913 mit Klara May, daß Mays schriftlicher Nachlaß – unbeschadet der Verpflichtung zur Zahlung von Autorenhonoraren und der Urheberrechte – im Falle des Todes von Klara May auf Euchar Schmid übergehen solle, falls er noch Gesellschafter des Verlages sei.[10] Die Auseinandersetzungen zwischen dem engagierten und temperamentvollen Karl-May-Verehrer Schmid und der an der Erhaltung eines makellosen May-Bildes interessierten Witwe entbrannten in der Folgezeit um die Bewahrung des literarischen und biographischen Erbes, vor allem in den Jahren zwischen 1916 und 1923.[11] Es handelte sich um Konflikte, wie sie der Wiener Literat Friedrich Torberg in anderem Zusammenhang und mit anderen Personen wegen seiner bitteren Erfahrungen mit Schriftsteller-Witwen durch sein Wort „Witwe bleibt Witwe. Außer in Indien.“ boshaft pointiert zusammengefaßt hat.

Honorar und „Reingewinn“

Die Honorarregelung für diese Rechte orientierte sich ersichtlich zum einen daran, daß Fehsenfeld die Honorare am Druckbestand bereits bezahlt bzw. mit dem oben erwähnten Ausgleichsbetrag von 5.000 Mark vergütet hatte. Im übrigen wollte Klara May am „Reingewinn“ beteiligt werden. Wir wissen nicht, ob dieser Beteiligungsgedanke in puncto Reingewinn eine Idee der Vertragspartner Fehsenfeld und Schmid oder eines der beiden Vertragspartner war oder ob Klara May diesen Gedanken ins Spiel gebracht hatte.[12] Jedenfalls ging es ihr bei der Beteiligung darum, mit zwei Dritteln am Reingewinn der beim Unionverlag erschienenen Titel zu partizipieren, mit der Hälfte des Reingewinns an allen übrigen Werken Karl Mays. Das war nominell ein exzellenter, jedenfalls für Klara May recht günstiger Anteil, der sich aus ihrer Stellung als Alleinerbin und Mitgesellschafterin erklärt.

---

10 Mündliche Mitteilung von Prof. Dr. Ekke W. Guenther, Ehrenkirchen, 1981, in einem Interview mit dem Verfasser.

11 Zu Klara May vgl. Wohlgschaft, KM-Biographie, S. 427ff.; Langer, Frau, S. 5–7; Wollschläger, KM, S. 119f., 122ff.; Schmid, Einsle, S. 46ff.; Euchar Albrecht Schmid: Mein Leben und Streben. In: KMV, 50 Jahre, S. 13ff.

12 Klara Mays Brief vom 25.12.1912 an Familie Fehsenfeld zeigt, daß ihr an einer einvernehmlichen Regelung mit Fehsenfeld lag, mit Euchar Albrecht Schmid als ›Bindeglied‹. Andererseits wurde Klara May auch anwaltlich durch Rechtsanwalt Netcke beraten. Der Brief ist abgedruckt im Briefwechsel I: „Klara May und ›Karl Mays Kinder‹“, in: JbKMG 1993, S. 12–40, 39f.

Euchar Schmid wurde alleiniger Geschäftsführer. Seine gesellschaftsrechtliche Bindung bestand darin, daß Belastungen von mehr als 2.000 Mark der Genehmigung und dem Vetorecht jedes Mitgesellschafters unterlagen. Für jeden Fall des Widerrufs der Geschäftsführung wurde die Gesellschaft von den beiden anderen Gesellschaftern gemeinschaftlich vertreten. Der Geschäftsführer erhielt ein Gehalt von 400 Mark monatlich und eine Tantieme von 10%. Zum damaligen Zeitpunkt war jedenfalls angesichts der objektiven Lage des neuen Fehsenfeld & Co.-Verlages, die so gut anscheinend zunächst nicht war, auch nicht absehbar, ob mit einem solchen Gehalt und einer Tantieme von 10% für den Gesellschaftsanteil von baren 10.000 Mark des Euchar Schmid auch eine entsprechende Rendite verbunden sein würde.
Der Reingewinn des Unternehmens wurde, wie üblich, nach Kapitalanteilen unter Berücksichtigung der Gewinnverteilung des Reingwinns zugunsten von Klara May aus den Rechten verteilt. Klara May war nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, den Kapitalanteil Fehsenfelds zu erwerben. Dies mußte innerhalb von fünf Jahren bis zum 1. Juli 1918 geschehen. Der Preis war mit 40.000 Mark vereinbart. Der restliche Kapitalanteil sollte bis zum 1. Juli 1923 von ihr erworben werden. Allerdings durfte sie dieses Ankaufsrecht auch an Dr. Euchar Schmid abtreten. Als Kaufpreis der Anteile galt der Buchwert zuzüglich der durch Abschreibungen entstandenen Reserven. Wir wissen noch nicht, wann und mit welchen Zahlungen die Anteile Fehsenfelds auf Euchar Schmid übergingen. Fest steht aber, daß Fehsenfeld schon 1921 als Gesellschafter ausgeschieden ist (Wehnert, KMV, 680), wenn auch sein Name noch in der Verlagsbezeichnung erhalten blieb.

Beginn einer Karriere: Dr. Euchar Albrecht Schmid

Betrachtet man den Vertrag des Jahres 1913, so darf man von heute aus gesehen die künftige, erstaunliche und auf längere Sicht natürlich günstige Entwicklung des Verlagsunternehmens nicht schon im Blick haben, aber man wird jedenfalls den verlegerischen Mut und die Weitsicht Euchar Schmids registrieren dürfen, der aus diesem Vertragswerk und aus diesem Unternehmen dann im Laufe der Jahre und Jahrzehnte das gemacht hat, was wir heute retrospektiv mit anderen Augen und mit einer entsprechenden Bewunderung für den verlegerischen Spürsinn und die unermüdliche Tatkraft des Mitbegründers des Radebeuler Verlages zur Kenntnis nehmen. Die Ausrichtung auf einen einzigen Autor bei dieser Verlagsgründung erklärt sich aus der nach dem Tode Karl Mays gegebenen besonderen Situation. Man kann sich vorstellen, daß es nahe gelegen hätte, ähnliche oder verwandte Autoren aus dem Genre der Abenteuer- und Reiseliteratur in das Verlagsprogramm aufzunehmen. Die gesamte personelle und verlegerische Konstellation wird diese Konzentration auf ein Werk wesentlich bestimmt haben. Fehsenfelds Verlag, in dem andere Autoren des Genres verlegt wurden, existierte weiter, und es hätte wohl nicht im Interesse dieses Mitgesellschafters gelegen, sich im neu gegründeten Verlag selbst Konkurrenz zu machen. Klara May wollte sich auf das Erbe Karl Mays, auf seine Rehabilitierung in der Öffentlichkeit und auf sein Werk konzentrieren, so daß auch von dieser Seite kaum ein Interesse an einer anderen Entwicklung des Verlagsprogramms bestanden haben dürfte. Und für Euchar Albrecht Schmid war nach allem, was wir wissen, die Pflege des Werkes und Nachlasses von Karl May Programm

und Aufgabe genug, als daß eine Ausweitung auf andere Bereiche oder Autoren seinen hochgespannten Zielen entsprochen hätte.
Der Vertrag ist, so gesehen, eine wichtige und auch für die Zukunft bedeutsame Momentaufnahme. Er wirft ein interessantes Licht auf die rechtliche und wirtschaftliche Situation des bisherigen Unternehmens Fehsenfelds in dieser Zeit. 1911 hatte es schon Verkaufs- und Kaufabsichten gegeben (Schmid, Werk, 182). Curt Hauschild wollte damals das Werk Karl Mays in seinen Verlag Grethlein & Co. eingliedern. Zu diesem Zweck hatte ein Gutachten die problematische Editions- und ökonomische Lage untersucht. Karl May hatte 1910 sogar sein – übrigens recht ansehnliches – Autorenhonorar von 50 Pfennig pro verkauftem Buch zugunsten des Verlags Fehsenfeld auf 35 Pfennig pro verkauftem Exemplar verringert (Guenther, Verleger, A3ff., A28f.).
Auch langfristige Strategien der Beteiligten werden im Ansatz in dem Vertrag deutlich. Klara May war damals 48 Jahre alt. Der aufstrebende Kompagnon, auf den sich offensichtlich die Hoffnungen der beiden Vertragspartner richteten, war interessanterweise ein von beiden als tüchtiger und finanzkräftiger Vertragspartner angesehener Gesellschafter, der gewiß als mindestens gleichwertig – so darf man den Vertrag wohl insgesamt interpretieren – akzeptiert wurde. Der junge, in Gemünden am Main geborene, in Bamberg aufgewachsene, kunst- und musiksinnige Jurist, Redakteur bei der ›Allianz‹-Versicherung in Stuttgart, hatte – nach einem Wort Emil Götts – eine ›Haltehand‹, sozusagen eine Ergänzung, Fortsetzung und Verstärkung der ›Greifhand‹ des Verlegers Fehsenfeld. Klara May scheint primär auf Euchar Schmid gesetzt zu haben, als es darum ging, das Werk und die Rechte in dem neuen Verlagsunternehmen zu konzentrieren und auszuwerten. In einem Brief an Prinzessin Wiltrud von Bayern stellt Klara May ihre pekuniären Interessen ganz als Stiftungsinteressen dar. Auf dieser Linie liegt auch die Mitteilung, der ›Verlag der Karl May-Stiftung‹ sei nach Radebeul übergesiedelt (vgl. Schmid, Königshaus, 123ff., 129f.). Fehsenfelds Interesse dürfte darauf gerichtet gewesen sein, sich aus dem Verlagsgeschäft, jedenfalls was Karl May anging, weitgehend zurückzuziehen, aber noch einmal in der Zukunft mit seinem Gesellschaftsanteil und mit der Gewinnbeteiligung vor allem finanzielle Erträgnisse aus den Karl-May-Werken und den Verlagsrechten zu realisieren. Euchar Schmid sicherte sich potentiell die Mehrheiten. Er war zusammen mit Klara May nach diesem Vertrag in der Lage, Fehsenfeld als Teilhaber auszuzahlen. Klara May oder er waren dazu sogar verpflichtet. Die Vertragskonstruktion deutet so, wie sie juristisch niedergelegt und wohl auch ökonomisch zu verstehen ist, daraufhin, daß Euchar Schmid für die finanzielle Auszahlung Fehsenfeld einige Jahre Zeit gewinnen wollte. Auf der anderen Seite wollte Fehsenfeld sich nicht gänzlich zurückziehen, sondern die Chance haben, noch für einige Zeit auch an den Erträgnissen der von ihm jahrelang allein betreuten Werke Karl Mays zu partizipieren. Die drei Vertragspartner trugen das gemeinsame Risiko, wobei das von Fehsenfeld wohl das geringere war, weil er ausgezahlt werden mußte.

Vom Fehsenfeld- zum Karl-May-Verlag

Fehsenfeld hatte mit seinem 1890 gegründeten Freiburger Verlag, der dann in den Folgejahren mit dem Namen und dem Erfolg Karl Mays aufs engste verbunden war, den Grundstein für ein Jahrzehnte lang durchaus erfolgreiches Verlagsunternehmen gelegt. Hinter dem Werk und der Wirkung Karl Mays ist die Gestalt und die Bedeutung dieses wichtigen Verlegers des Erfolgsautors weitgehend zurückgetreten. Zum Ruhm und zum materiellen Erfolg des in den 90er Jahren schnell zum Bestsellerautor avancierenden Autors hat allerdings die Fehsenfeld-Ausgabe, die wohl die Grundidee des Verlegers war, entscheidendes beigetragen.[13] Vom Freiburger Verlag aus haben vor 110 Jahren die heute allbekannten, außerordentlich geschickt gestalteten 33 ›Grünen Bände‹ den Siegeszug durch Deutschland und die Welt angetreten. Ein auf millionenfache Zuneigung von Lesern erpichter Autor traf 1891 auf eine kongeniale Verlegerpersönlichkeit. Beide konnten und wußten die günstigen Zeitumstände und verlegerischen Möglichkeiten zu nutzen. Beide förderten im Interesse des kommerziellen Erfolges die zu diesem Zweck geschaffenen und entstehenden Legenden, welche sich in späteren Jahren als Nachteil erweisen und dann die Kritik herausfordern sollten. Die erste Begegnung zwischen Karl May und Friedrich Ernst Fehsenfeld im Jahre 1891 ist oft dargestellt worden. Auch Fehsenfeld hat darüber berichtet. In den folgenden Jahren haben Autor und Verleger intensiv zusammengearbeitet. Ob und inwieweit der erfahrene Buchhandels- und Verlagspraktiker Fehsenfeld gutgläubig den Karl May'schen Legendenbildungen aufgesessen ist, mag hier offen bleiben. Sicher ist, daß dem Autor mit diesem Verleger in mehrfacher Hinsicht der „Sprung über die Vergangenheit" (Wollschläger, KM, 77ff., 81) und der Weg zu öffentlichem Ruhm, zu Ansehen und Vermögen glückte. Innerhalb von vier Jahren betrug daraufhin die Gesamtauflage die für damalige Verhältnisse erstaunliche Anzahl von rund 360.000 Exemplaren.

Friedrich Ernst Fehsenfeld (1853–1933), nach einer Aufnahme aus dem Jahr 1887 (aus: Klußmeier/Plaul, Biographie, S. 122).

In der Einschätzung des Verhältnisses von Autor und Verleger ist zuweilen bisher der Autor Karl May auch als sehr verlegerisch denken-

13 Euchar Albrecht Schmid: Gestalt und Idee. In: KM, ›Ich‹, 38. Aufl., S. 381.

der, mit guten Ideen und Vorschlägen wirksame Persönlichkeit in den Vordergrund gerückt worden (Schmid, Werk, 189ff.). Das ist sicherlich auch berechtigt. Dabei wird allerdings zum Teil übersehen, daß Fehsenfeld zwar 1890 noch am Beginn seiner Verlagstätigkeit stand und sein früher Verlagskatalog noch nicht ahnen läßt, welche Reihe von Erfolgsautoren er in Deutschland in Kürze bekannt machen würde. Man sah aber schon, daß seine ersten Titel den ausgeprägten Sinn für auf Massenabsatz ausgerichtete Werke verraten, die auf breitere Interessengruppen abzielten. Daß Fehsenfeld mit der großen Ausgabe, neben verlegerischem Sinn für Autoren und Zeitumstände, für den richtigen Mann und den richtigen Zeitpunkt auch ein beträchtliches Risiko einging, das er mit seiner im Buchhandel über Jahre hinweg gesammelten praktischen Vertriebs- und Verkaufserfahrung organisatorisch meisterte, ist in den bisherigen Würdigungen dieser Verlegerpersönlichkeit eher etwas vernachlässigt worden und hat sich in einer zuweilen anzutreffenden Überschätzung des Autors und der Unterschätzung des Verlegers manifestiert. Dabei darf nicht vergessen werden, daß Fehsenfeld höhere Vorschüsse als andere und in der Folgezeit auch vergleichsweise hohe Honorare zahlte, also im Vergleich mit anderen Verlegern, die auch das Genie Karl Mays für ihre Unternehmen früher oder später nutzten, jedenfalls über längere Jahre hinweg überaus erfolgreich agierte. Fehsenfeld gelang es, den Autor, der zuvor als eine Art Zugvogel von Verlag zu Verlag wanderte, weitgehend an seinen Verlag zu binden. Wir können hier die bislang vernachlässigte Verlagsgeschichte des Fehsenfeld-Verlages nicht anhand der Titel und Zahlen ausführlich darstellen, möchten jedoch annehmen, daß eine vergleichende Betrachtung der Geschichte dieses Verlages und anderer Verlage in dieser Zeit zwischen 1890 und 1910 das bislang nur in Ansätzen sichtbare Bild des Fehsenfeld-Verlages verdeutlichen und wohl auch in seinem Stellenwert anders einschätzen müßte.

Mitte der 90er Jahre verstärkte sich mit der Ausweitung des Jugendbuchmarktes, aber auch aufgrund der von den beiden Vertragspartnern gern gesehenen und gepflegten Old-Shatterhand-Legende und durch die von Publikum angenommene Identität von Kunstfigur und Autor die Nachfrage erheblich. Karl May, als Kara Ben Nemsi und Old Shatterhand malerisch auch in den hervorragend ausgestatteten Büchern, in der geschickten Verlagswerbung, auf eindrucksvollen Bildpostkarten und Verehrerphotos vieltausendfach vermarktet, stieg in Kürze zum Bestsellerautor auf. In dem Roman *Im Reiche des silbernen Löwen* hat Karl May seinem Verleger Fehsenfeld in der Person des verehrungswürdigen Dschamikum-Scheiks Pedehr ein literarisches, geradezu hymnisch anmutendes Denkmal gesetzt.[14]

Der Fehsenfeld'sche Verlag, der auch regionale Titel führte, sich aber auch mit anderen, heute prominenten Autorennamen ein Renommee verschaffte, blieb in Freiburg.[15] Als Verleger namenhafter Autoren – zu nennen sind etwa Emil Gött, Jack

14 Vgl. Karl May: *Im Reiche des silbernen Löwen I* (GR XXVI), Freiburg 1898. Vgl. auch Wohlgeschaft, KM-Biographie, S. 235ff. Das schwankende, zuweilen kritische, jedenfalls ambivalente Verhältnis zwischen May und Fehsenfeld ist allerdings untergründig auch sichtbar; vgl. Kalka, Silberlöwe, S. 295, 297.

15 Vgl. Olenhusen, Bände. Die Verlagsadressen in Freiburg wechseln. Aus der Wallstraße 10 zog man um. Der Fehsenfeld-Verlag residierte zunächst in verschiedenen Häusern

London, Robert Louis Stevenson, Rudyard Kipling, Henry Rider Haggard und Lewis Wallace – gewann Fehsenfeld etwa auch mit der anderen Reihe ›Die Welt der Fahrten und Abenteuer‹ als Verleger Statur und Ansehen.
Allerdings scheint es dem Verlag in den letzten Jahren vor Karl Mays Tod mit den Karl-May-Titeln nicht mehr besonders gut gegangen zu sein. So erklärt sich auch, daß Fehsenfeld mit der Einbringung des Buchlagers und, soweit bei ihm vorhanden, der Verlagsrechte in die neue Gesellschaft einverstanden war.
Fehsenfeld schied 1921 als Gesellschafter des Verlages aus.[16] Euchar A. Schmid begann anschließend, das Verlagsprogramm umzusetzen, welches 1921 von ihm auch öffentlich bekannt gemacht worden war. Es ging ihm um die Angliederung des umfangreichen literarischen Nachlasses Karl Mays an die ›Gesammelten Reiseerzählungen‹, um die Überarbeitung sämtlicher Werke Karl Mays, auch um die Förderung der zu Beginn des Jahres 1913 errichteten Karl-May-Stiftung. Er wollte auch eine kritische Biographie über Karl May publizieren und den Autor gegenüber

Friedrich Ernst Fehsenfeld mit seiner Frau Paula, geb. Rheinboldt, im ›Lehenhof‹ bei Ehrenstetten, um 1922 (aus: Karl May: *Satan und Ischariot I.* Reprint der ersten Buchausgabe von 1896. Bamberg 1983, Abbildungsteil hinter S. A42).

in der Sternwaldstraße (Nr. 23, 19, 27). 1909 wurde der Verlagssitz, nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in der Mozartstraße 1 im Jahr 1908, in die Wölfflinstraße 18 verlegt. Fehsenfeld führte seinen Freiburger Verlag – ohne die May'schen Werke – auch nach 1913 weiter. Er baute sich eine Schwarzwald-Villa am Freiburger Lorettoberg; heute trägt das Haus die Anschrift Mercystraße 31. 1914 kam eine auch von ihm erbaute repräsentative und im Schwarzwaldstil gestaltete Villa am Lorettoberg, heutige Adresse Mercystraße 33, hinzu.

16 Börsenblatt, 100. Jg., Nr. 222, 23.09.1933, zit. nach LuS, S. 433.

den kritischen Stimmen und der Literaturwissenschaft rehabilitieren. In den Jahren danach wurden die ›Gesammelten Reiseerzählungen‹ zu einer ›Radebeuler-Ausgabe‹ erweitert, dann als ›Gesammelte Werke‹ bezeichnet. Die ursprünglichen 33 Bände der ›Gesammelten Reiseerzählungen‹ wurden um weitere Bände ergänzt, so daß die Bände 1 bis 33 dann mit dem Band 34 fortgesetzt wurden.[17]

II. Der Text des Gesellschaftsvertrages von 1913

Vorbemerkung

Die hier abgedruckte Fassung des Gesellschaftsvertrages zwischen Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg, Dr. Euchar Schmid, Stuttgart, und Klara May, Dresden-Radebeul, vom 02./05./28.04.1913 wird nach einer Fotokopie wiedergegeben, welche sich im Besitz des Verfasser befindet.[18] Nach der Kopie befinden sich auf dem Original noch Angaben zum Werte des Vertrages, welcher bestimmt wurde, um die fälligen Stempelgebühren zu berechnen. Nach dieser Berechnung, die offenbar durch einen Zollsekretär namens Lehmann erfolgt ist, wurde ein Wert von zwei Dritteln von 180.000, also 129.000 Mark angegeben, bzw. 80.000 Mark Wert „zufolge Einigung".

Der Betrag von 288 Mark Stempelgebühren ist durch Stempelmarken, welche am Rande des ersten Blattes aufgeklebt worden sind, entrichtet worden.

Der Vertrag enthält einige kleinere handschriftliche Korrekturen, welche in der folgenden Wiedergabe nicht eigens vermerkt worden sind. Der Handschrift nach zu urteilen, könnten sie von Fehsenfeld stammen, der vermutlich in Freiburg den Entwurf gefertigt hat, von dem wir annehmen, daß er zuvor mit Klara May oder ihrem Anwalt und Dr. Euchar Schmid abgesprochen worden war.

Der Vertrag ist offenbar zuerst in Freiburg, dann in Stuttgart und alsdann in Radebeul gegengezeichnet worden. Die Entrichtung der Stempelgebühren und die Siegelung des Vertrages erfolgte anscheinend durch das Königlich-Sächsische Hauptzollamt in Dresden.

---

17 Vgl. Einzelheiten bei Wehnert, Bibliographie; Plaul, Bibliographie; Hainer Plaul, in: LuS, S. 411f.

18 Der Verfasser hat mit Fehsenfelds Enkel, Prof. Dr. Ekke W. Guenther, Ehrenkirchen bei Freiburg i. Br., 1981 Interviews geführt über die Biographie Fehsenfelds, die Geschichte des Verlages insbesondere in Freiburg, über die Familien Fehsenfeld und Guenther und über die innerhalb der familiären Überlieferung vorhandenen Erinnerungen an Karl und Emma May, Klara May und Paula Fehsenfeld, die Ehefrau des Verlegers. Auch in den Folgejahren war Prof. Guenther gerne mit Auskünften behilflich. Ihm verdankt der Verfasser auch die freundliche Überlassung der Kopie des hier abgedruckten Vertrages.

Der Vertrag im Wortlaut

„ GESELLSCHAFTS-VERTRAG

FRIEDRICH ERNST FEHSENFELD in FREIBURG i/Brg., Dr. EUCHAR SCHMID in STUTTGART und Frau KLARA MAY in DRESDEN-RADEBEUL haben folgenden Vertrag geschlossen:

§ 1. FIRMA und GEGENSTAND.

FEHSENFELD, SCHMID und FRAU MAY gründen unter der Firma: STIFTUNGS-VERLAG FEHSENFELD & CO. ein Verlagsgeschäft mit dem Sitze in DRESDEN-RADEBEUL und betreiben dieses auf gemeinsame Rechnung.

§ 2. DAUER DER GESELLSCHAFT.

Die Gesellschaft beginnt mit dem 1. Juli 1913 und läuft von da ab 10 Jahre. Vor Ablauf dieser Frist kann sie nicht gekündigt werden. Erfolgt eine Kündigung nicht, so gilt die Gesellschaft unter den gleichen Bedingungen auf 5 Jahre verlängert.
Die Kündigung ist an eine Frist von einem Jahre gebunden und muss spätestens am 27. Juni 1922 erfolgen. Im Uebrigen gelten für die Auseinandersetzung im Fall der Auflösung der Gesellschaft oder des Ausscheidens eines Gesellschafters die Bestimmungen des H.G.B.
Der Tod eines der Gesellschafter löst die Gesellschaft nicht auf. Tritt durch das Ableben eines Gesellschafters an dessen Stelle eine Mehrheit von Personen, so können diese ihre Rechte nur durch einen Generalbevollmächtigten ausüben lassen.

§ 3. GESELLSCHAFTS-VERMÖGEN.

FEHSENFELD bringt sein gesammtes Lager von KARL MAY's Werken in die Gesellschaft ein. Der Wert der Reise-Erzählungen und der dazugehörigen Einbanddekken wird am 1. Juli 1913 durch Inventur festgestellt und zu Herstellungskosten einschliesslich der dafür bezahlten Autoren-Honorare berechnet.
Diese Herstellungskosten sind:

ALTE AUSGABE		ILLUSTRIERTE AUSGABE	
roh pro Band	M –.90	roh Band	M 1.05
broch. ” ”	” 1.--	broch. ”	” 1.18
Lnwd.geb. ”	” 1.36	gebd. ”	” 1.60
Hfzbd. ”	” 1.68	pro Lieferung	” –.11,9
pro Lieferung	” –.10,08	” Einbanddecke	” –.32
” Einbanddecke	” –.27	Remittenden-Abzug	” –.22
” ” Hfzbd.	” –.47		
Remittenden-Abzug	” –.10		

Alle übrigen Werke als:
BABEL-BIBEL,
DORFGESCHICHTEN,
ERNSTE KLAENGE,
MEIN LEBEN UND STREBEN,
HIMMELSGEDANKEN,
MAY-POSTKARTEN,
SASCHA-SCHNEIDER MAPPE

und ferner sämmtliche Bilder CLICHE's, MATERN und Platten werden mit der Pauschsumme von

Fünfzehntausend Mark

angesetzt. Hieran gelten als Einlage des Herrn FEHSENFELD jedoch nur Zehntausend Mark, die restlichen M 5000.– fünftausend Mark stellen die Einlage der Frau MAY dar. Diese M 5000.– sind der Ausgleich für die alte Honorardifferenz, die FEHSENFELD eigentlich in bar an Frau MAY zu zahlen hätte. (Vergl. besondere Urkunde vom gleichen Datum).
Diese M 5000.– sind im übrigen die ganze Geschäftseinlage der Frau MAY.
DR. EUCHAR SCHMID bringt in die Gesellschaft

Zehntausend Mark

in bar ein.

§ 4. VERLAGSRECHTE.

Frau MAY stellt der Gesellschaft bis zu deren Auflösung ihre gesammten Autorenrechte (ausschliesslich der Uebersetzungsrechte) zur unumschränkten Verfügung, ebenso das gesammte von dem UNION-VERLAG in STUTTGART neuerdings übernommene Druckmaterial. Als Entgelt hierfür erhält sie aus den sieben Unionbänden, bzw. aus den Ausgaben, die evtl. später mit gleichem Inhalt erscheinen, zwei Drittel des Reingewinns, aus allen übrigen May-Werken die Hälfte des Reingewinns. Aus den von FEHSENFELD in die Gesellschaft eingebrachten Vorräten der Reise-Erzählungen, für die bereits die Honorare bezahlt sind, erhält Frau MAY kein weiteres Honorar.

§ 5. DER GESCHAEFTSFUEHRENDE GESELLSCHAFTER.

DR. SCHMID wird zum alleinigen Geschäftsführer bestellt. Er hat der Gesellschaft seine volle Arbeitskraft zu widmen und haftet ihr mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns.
DR. SCHMID ist verpflichtet vor Eingehung neuer Verbindlichkeiten, sofern dadurch die Gesellschaft um mehr als M 2000.– im Einzelfalle belastet wird, und allgemein vor Erwerbung neuer Werke und Herstellung neuer Ausgaben für den Verlag, die Genehmigung der übrigen Gesellschafter einzuholen. Diese gilt als verweigert, wenn eine Zustimmungserklärung nicht innerhalb 14 Tagen nach Anfrage erfolgt. Falls einer der Gesellschafter ein Veto eingelegt, darf das betreffende Geschäft nicht ausgeführt werden. Die Befugnis des Geschäftsführers die Gesellschaft zu vertreten, kann, im Falle schuldhafter Verletzung der Bestimmungen des Absatzes II, jederzeit widerrufen werden.
Erfolgt ein solcher Widerruf, so tritt an Stelle seiner Vertretungsbefugnis die gemeinschaftliche Vertretungsbefugnis der übrigen Gesellschafter.
Die Gesellschafter haben jederzeit das Recht, sich über den Stand der Geschäfte durch Einsichtnahme der Bücher etc. zu orientieren. Sie können dieses Recht auch durch Vertreter ausüben lassen. Der Geschäftsführer ist verpflichtet, ihnen jede gewünschte Auskunft schriftlich oder mündlich zu erteilen.

Dr. SCHMID bezieht ein Monatsgehalt von 400.– Mark und 10% Tantieme von dem nach Abzug sämmtlicher Kosten und der vorgenommenen Abschreibungen sich ergebenden Reingewinn. SCHMID ist verpflichtet, seine beiden Versicherungen bei der Pensionsanstalt DEUTSCHER JOURNALISTEN, sowie seine Mitgliedschaft

bei der REICHS- und bei der ANGESTELLTEN-VERSICHERUNG in der höchst möglichen Beitragsklasse aufrecht zu erhalten. Im Falle seines Todes oder seiner Invalidität läuft der Gehalt noch 3 Monate, die Tantieme bis zum Ende des Geschäftsjahres.

§ 6. RECHTE DER GESELLSCHAFER.

Jedem Gesellschafter steht jederzeit das Recht zu, eine Versammlung der Gesellschafter behufs Besprechung und Beschlussfassung über geschäftliche Angelegenheiten zu verlangen, dabei erfolgt die Beschlussfassung mit einfacher Stimmenmehrheit und zwar gewähren je M 1000.– Kapitalanteil eine Stimme. Die Gesellschafter haben keinen Anspruch auf Freiexemplare, sie geniessen auf alle Werke des Verlags einen Vorzugspreis von 40% des Ladenpreises.

§ 7. REINGEWINN.

Jeder Gesellschafter ist berechtigt, monatlich einen Betrag bis zu 8/12 % seines Kapitalanteils in Anrechnung auf seinen Gewinnanteil der Gesellschaftskasse zu entnehmen.
Im Uebrigen erfolgt die Feststellung des Reingewinns nach den Bestimmungen des Gesetzes und die Verteilung unter die Gesellschafter, soweit in § 4 nicht anders bestimmt ist, am Schlusse des Geschäftsjahres nach Verhältnis ihres Kapitalanteils. Nicht abgehobener Gewinn ist dem Kapitalanteil des betreffenden Gesellschafters zuzuschreiben. Dieselben Grundsätze gelten gegebenen Falls bei Verteilung des Verlustes.

§ 8. AUSKAUFSRECHT.

Frau MAY hat das Recht und die Pflicht den Kapitalanteil des Herrn FEHSENFELD käuflich zu erwerben.
Dabei wird im Einzelnen festgesetzt:

1) In der Zeit bis zum 1. Juli 1918 muss ein Kapitalanteil von mindestens M 40000.– und der Rest bis 1. Juli 1923 erworben werden.
2) Der Auskauf bis 1. Juli 1918 kann nach Belieben der Frau MAY auf einmal oder in jährlichen Teilbeträgen, die nicht unter M 10000.– betragen dürfen, erfolgen.
   Der Auskauf vom 1. Juli 1918 an muss in jährlichen Raten, die nicht unter M 10000.– und nicht über M 25000.– betragen dürfen, erfolgen.

Eine Abänderung dieser Auskaufsrechte- und Pflichten soweit es sich um die Höhe der Teilleistungen handelt, bleibt vorbehalten.
Eine solche Abänderung könnte von den beiden Beteiligten allein getroffen werden; sie würde also die Gesellschaft als solche nicht berühren.
Frau MAY ist berechtigt, das ihr eingeräumte Auskaufsrecht an DR. SCHMID abzutreten. Sie haftet aber Herrn FEHSENFELD in jedem Falle für die ordnungsmässige Erfüllung, der durch den Abtretungsvertrag begründeten Verbindlichkeiten des Uebernehmers als Gesammtschuldnerin. Als Kaufpreis der Anteile gilt der Buchwert zuzüglich der durch Abschreibungen entstandenen Reserven.

§ 9. BILANZ und GENERALVERSAMMLUNG.

Am Schlusse des Geschäftsjahres hat der geschäftsführende Gesellschafter das Inventar und die Bilanz aufzustellen. Die Feststellung der Bilanz ist Sache der Gesellschafter. Sie erfolgt in einer ausdrücklich zu diesem Zweck durch den geschäftsfüh-

renden Gesellschafter zu berufenden Versammlung, die spätestens bis zum 1. August jedes Jahres stattfinden muss. Versammlungen finden in der Regel am Sitze der Gesellschaft statt. Auswärts wohnende Gesellschafter haben Anspruch auf Vergütung ihrer durch Teilnahme an der Versammlung entstehenden baren Auslagen. Vertretung durch Nichtgesellschafter ist unbeschränkt zulässig. Diesen Vertretern steht die gleiche Vergütung zu wie den Vertretenen.

§ 10. ÜBERGANGSBESTIMMUNG.

Bis zur in Krafttretung dieses Vertrags ist FEHSENFELD hinsichtlich des Vertriebs der MAY-Verlagswerke keinerlei Beschränkungen unterworfen. Dieser Vertrag ist dreifach ausgefertigt und von Jedem der 3 Contrahenten eigenhändig unterschrieben.

Freiburg i Br 2 April 1913 Fr. Ernst Fehsenfeld

Stuttgart, 5. April 1913 Dr. Euchar Schmid

Dresden-Radebeul 28.4.1913.

Klara May.“

*

Literatur- und Siglenverzeichnis

Buchholz, Erbfolge

Buchholz, Stephan: Erbfolge und Wiederverheiratung: Erscheinungsformen, Regelungszwecke und Dogmatik letztwilliger Wiederverheiratungsklauseln. Paderborn 1986 (= Rechts- und staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Goerres-Gesellschaft N.F. 49).

Guenther, Fehsenfeld

Guenther, Ekke W.: Karl May und sein Verleger Friedrich Ernst Fehsenfeld. In: JbKMG 1978, S. 154–167.

Guenther, Verleger

Guenther, Konrad: Karl May und sein Verleger. Radebeul 1934. Auch in: Karl May: *Satan und Ischariot I*. Reprint, hg. v. Roland Schmid. Bamberg 1983, S. A2–A35.

Günther/Hoffmann, Künstlerfreundschaft

Günther, Rolf/Hoffmann, Klaus: Sascha Schneider und Karl May. Eine Künstlerfreundschaft. Radebeul 1989.

Hatzig, Freundschaft

Hatzig, Hansotto: Karl May und Sascha Schneider. Dokumente einer Freundschaft. Bamberg 1967.

Kalka, Silberlöwe

Kalka, Joachim: Im Reiche des silbernen Löwen III–IV. [Werkartikel]. In: Gert Ueding (Hg.): Karl-May-Handbuch. Stuttgart 1987, S. 288–301.

Kipp/Coing, Erbrecht
Kipp, Theodor/Coing, Helmut: Erbrecht. Tübingen [12]1965.
Klußmeier/Plaul, Biographie
Klußmeier, Gerhard/Plaul, Hainer (Hg.): Karl May. Biographie in Dokumenten und Bildern. Hildesheim, New York 1978.
KM, ›Ich‹
„Ich“. Aus Karl May's Nachlaß. Hg. von Dr. E. Schmid. Radebeul 1916. – Auch: „Ich“. Karl Mays Leben und Werk. 38. Auflage, hg. von Lothar Schmid. Bamberg 1992 (= Karl May's Gesammelte Werke 34).
KMV, 25 Jahre
Karl-May-Verlag: 25 Jahre Schaffen am Werke Karl Mays. Festschrift. Radebeul 1938.
KMV, 50 Jahre
Karl-May-Verlag: 50 Jahre Verlagsarbeit für Karl May und sein Werk. Festschrift. Bamberg 1963.
LuS
Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910. Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York [3]1997.
Langer, Frau
Langer, Kurt: Die Frau aus der Heimat. Warum scheiterte Mays erste Ehe? In: M-KMG 39/1979, S. 5–7.
Linkemeyer, Möglich
Linkemeyer, Gerhard: Was heute noch möglich ist. In: M-KMG 66/1985, S. 3–26.
Olenhusen, Bände
Götz von Olenhusen, Albrecht: Karl May und die Grünen Bände. In: Badische Zeitung, 07./08.04.1990, Magazin, S. 1–2.
Olenhusen, Fehsenfeld
Götz von Olenhusen, Albrecht: Friedrich Ernst Fehsenfeld. In: Baden-Württembergische Biographien (im Druck).
Olenhusen, KM
Götz von Olenhusen, Albrecht: Karl May. Ein Autor und sein Verleger. In: Badische Zeitung, 18./19.07.1981, Nr. 162, Magazin, S. 1–2.
Otte, AcP
Otte, Gerhard: Buchbesprechung zu Buchholz, Erbfolge. In: Archiv für die civilistische Praxis 187/1987, S. 603–607.
Plaul, Bibliographie
Plaul, Hainer: Illustrierte Karl May Bibliographie. Leipzig 1988.
Röder, Schneider
Röder, Hans-Gerd: Sascha Schneider, ein Maler für Karl May. Bamberg 1995.
Roxin, Leben
Roxin, Claus: Mays Leben. In: Gert Ueding (Hg.), Karl-May-Handbuch. Stuttgart 1987, S. 62–123.
Schmid, Erwiderung
Schmid, Lothar: Zum Nachlaß Karl Mays – Eine Erwiderung. In: KMG-N 107/1996, S. 10–14.
Schmid, KM-Ausgaben
Schmid, Roland: Fehsenfelds Karl-May-Ausgaben. In: Karl May: *Satan und Ischariot II.* Reprint, hg. von Roland Schmid. Bamberg 1983, S. A3–A40.

Schmid, Nachlaß
Schmid, Euchar Albrecht: Karl May's Tod und Nachlaß. In: KM, ›Ich‹, S. 531–588. (Erweiterte und aktualisierte Fassung: Karl Mays Tod und Nachlaß (1916–1942). In: KM, ›Ich‹, 38. Aufl., S. 327–365.)

Schmid, Einsle
Schmid, Ulrich: „Um die Wahrheit" Wilhelm Einsle und das Vermächtnis Karl Mays. In: JbKMG 1993, S. 46–57.

Schmid, Königshaus
Schmid, Ulrich: „Mein höheres und eigentliches Vaterland ist Bayern." Zu den Briefen Karl Mays an das bayerische Königshaus. In: JbKMG 1983, S. 123ff., 129, 130.

Schmid, Werk
Schmid, Ulrich: Das Werk Karl Mays 1895–1905. Erzählstrukturen und editorischer Befund. Ubstadt 1989.

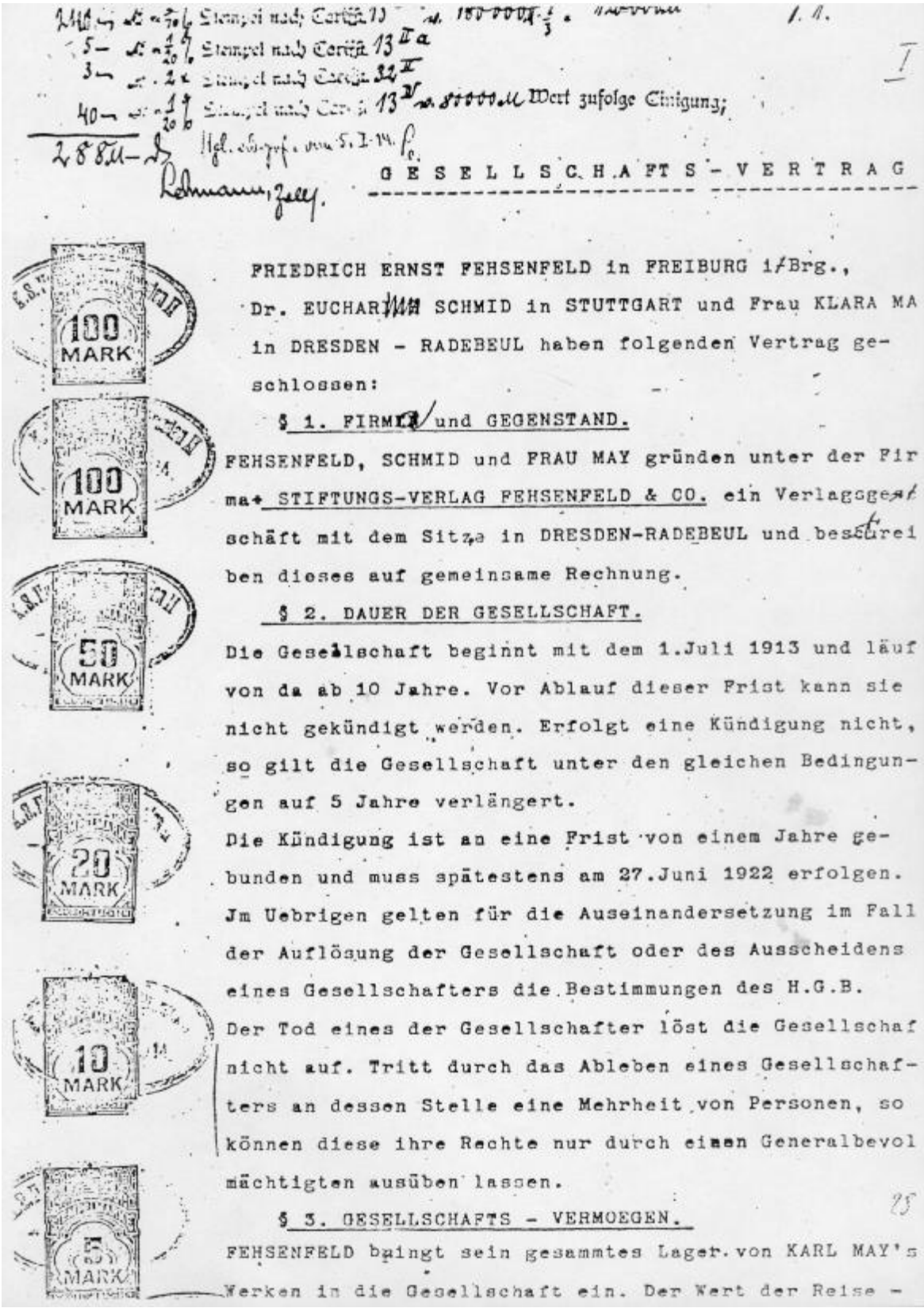
Steinmetz, Testamente
Steinmetz, Hans-Dieter: Karl Mays Testamente. In: M-KMG 100/1994, S. 8–12.

Wehnert, Bibliographie
Wehnert, Jürgen: Bibliographie der Werke Karl Mays. In: Karl May. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München 1987, S. 279–288.

Wehnert, KMV
Wehnert, Jürgen: Der Karl-May-Verlag. In: Gert Ueding (Hg.): Karl-May-Handbuch. Stuttgart 1987, S. 680–685.

Wohlgschaft, KM-Biographie
Wohlgschaft, Hermann: Große Karl May Biographie. Paderborn 1994.

Wollschläger, KM
Wollschläger, Hans: Karl May. Zürich 1977.



Stempel nach Tarifst. 13 ... 180000 M ... 1.1.
5 — Stempel nach Tarifst. 13 II a
3 — Stempel nach Tarifst. 32 II
40 — Stempel nach Tarifst. 13 IV ... 80000 M Wert zufolge Einigung;
288 M — Hgl. ... vom 5.I.14. ...
Lehmann, Zollg.

I

GESELLSCHAFTS - VERTRAG

FRIEDRICH ERNST FEHSENFELD in FREIBURG i/Brg., Dr. EUCHARIUS SCHMID in STUTTGART und Frau KLARA MA in DRESDEN - RADEBEUL haben folgenden Vertrag geschlossen:

§ 1. FIRMA und GEGENSTAND.

FEHSENFELD, SCHMID und FRAU MAY gründen unter der Firma STIFTUNGS-VERLAG FEHSENFELD & CO. ein Verlagsgeschäft mit dem Sitze in DRESDEN-RADEBEUL und beschreiben dieses auf gemeinsame Rechnung.

§ 2. DAUER DER GESELLSCHAFT.

Die Gesellschaft beginnt mit dem 1.Juli 1913 und läuf von da ab 10 Jahre. Vor Ablauf dieser Frist kann sie nicht gekündigt werden. Erfolgt eine Kündigung nicht, so gilt die Gesellschaft unter den gleichen Bedingungen auf 5 Jahre verlängert.

Die Kündigung ist an eine Frist von einem Jahre gebunden und muss spätestens am 27.Juni 1922 erfolgen. Jm Uebrigen gelten für die Auseinandersetzung im Fall der Auflösung der Gesellschaft oder des Ausscheidens eines Gesellschafters die Bestimmungen des H.G.B.

Der Tod eines der Gesellschafter löst die Gesellschaf nicht auf. Tritt durch das Ableben eines Gesellschafters an dessen Stelle eine Mehrheit von Personen, so können diese ihre Rechte nur durch einen Generalbevol mächtigten ausüben lassen.

§ 3. GESELLSCHAFTS - VERMOEGEN.

FEHSENFELD bringt sein gesammtes Lager von KARL MAY's Werken in die Gesellschaft ein. Der Wert der Reise -

Erzählungen und der dazugehörigen Einbanddecken wird am 1. Juli 1913 durch Jnventur festgestellt und zu Herstellungskosten einschließlich der dafür bezahlten Autoren - Honorare berechnet.

Die Herstellungskosten sind:

ALTE AUSGABE		ILLUSTRIERTE AUSGABE	
roh pro Band	M -.90	roh Band	M 1.05
broch." "	" 1.-4	broch."	" 1.18
Lnwd.geb."	" 1.36	gebd."	" 1.60
Hfzbd. "	" 1.68	pro Lieferung	" -.11,9
pro Lieferung	" -.10,08	" Einbanddecke	" -.32
" Einbanddecke	" -.27	Remittenten-Abzug	-.22
" " Hfzbd.	" -.47		
Remittenten-Abzug	+ -.18		

Alle übrigen Werke als:

BABEL - BIBEL,
DORFGESCHICHTEN,
ERNSTE KLAENGE,
MEIN LEBEN UND STREBEN,
HIMMELSGEDANKEN,
MAY - POSTKARTEN,
SASCHA - SCHNEIDER MAPPE

und ferner sämmtliche Bilder CLICHE's, MATERN und Platten werden mit der Pauschsumme von

Fünfzehntausend Mark

abgesetzt. Hieran gelten als Einlage des Herrn FEHSENFELD jedoch nur zehntausend Mark, die restlichen M 5000.- fünftausend Mark stellen die Einlage der Frau MAY dar. Diese M 5000.- sind der Ausgleich für die alte Honorardifferenz, die FEHSENFELD eigentlich in bar an Frau MAY zu zahlen hätte.(Vergl.besondere Urkunde vom gleichen Datum).

Diese M 5000.- sind im übrigen die ganze Geschäftsein-

lage der Frau MAY.

Dr. EUCHARIUS SCHMID bringt in die Gesellschaft

Zehntausend Mark

in bar ein.

§ 4. VERLAGSRECHTE.

Frau MAY stellt der Gesellschaft zu geben ihre gesammten Autorrechte(ausschliesslich der Uebersetzungsrechte) zur unumschränkten Verfügung, ebenso das gesammte von der UNION - VERLAG in STUTTGART neuerdings übernommene Druckmaterial. Als Entgelt hierfür erhält sie aus den sieben Unionbänden,bzw. aus den Ausgaben, die evtl. später mit gleichem Jnhalt erscheinen, zwei Drittel des Reingewinns, aus allen übrigen May-Werken die Hälfte des Reingewinns. Aus den von FEHSENFELD in die Gesellschaft eingebrachten Vorräten der Reise-Erzählungen, für die bereits die Honorare bezahlt sind, erhält Frau MAY keinen weiteren Honorar.

§ 5.DER GESCHAEFTSFUEHRENDE GESELLSCHAFTER.

DR. SCHMID wird zum alleinigen Geschäftsführer bestellt. Er hat der Gesellschaft seine volle Arbeitskraft zu widmen und haftet ihr mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns.

DR. SCHMID ist verpflichtet vor Eingehung neuer Verbindlichkeiten, sofern dadurch die Gesellschaft um mehr als M 2000.- im Einzelfalle belastet wird,und allgemein vor Erwerbung neuer Werke und Herstellung neuer Ausgaben für den Verlag, die Genehmigung der übrigen Gesellschafter einzuholen. Diese gilt als verweigert, wenn eine Zustimmungserklärung nicht innerhalb 14 Tagen nach Anfrage erfolgt. Falls einer

der Gesellschafter ein Veto einlegt, darf das betreffende Geschäft nicht ausgeführt werden. Die Befugnis des Geschäftsführers die Gesellschaft zu vertreten, kann, im Falle schuldhafter Verletzung der Bestimmung des Absatzes II, jederzeit widerrufen werden.

Erfolgt ein solcher Widerruf, so tritt an Stelle seiner Vertretungsbefugnis die gemeinschaftliche Vertretungsbefugnis der übrigen Gesellschafter.

Die Gesellschafter haben jederzeit das Recht, sich über den Stand der Geschäfte durch Einsichtnahme der Bücher etc. zu orientieren. Sie können dieses Recht auch durch Vertreter ausüben lassen. Der Geschäftsführer ist verpflichtet, ihnen jede gewünschte Auskunft schriftlich oder mündlich zu erteilen.

Dr. SCHMID bezieht ein Monatsgehalt von 400.-Mark und 10% Tantieme von dem nach Abzug sämmtlicher Kosten und der vorgenommenen Abschreibungen sich ergebenden Reingewinn. [illegible]. SCHMID ist verpflichtet, seine beiden Versicherungen bei der Pensionsanstalt DEUTSCHER JOURNALISTEN, sowie seine Mitgliedschaft bei der REICHS-und bei der ANGESTELLTEN- VERSICHERUNG in der höchst möglichen Beitragsklasse aufrecht zu erhalten. Jm Falle seines Todes oder seiner Jnvalidität läuft der Gehalt noch 3 Monate, die Tantieme bis zum Ende des Geschäftsjahres.

§ 6. RECHTE DER GESELLSCHAFTER.

Jedem Gesellschafter steht jederzeit das Recht zu, eine Versammlung der Gesellschafter behufs Besprechung und Beschlussfassung über geschäftliche Angelegenheiten zu

31

verlangen, dabei erfolgt die Beschlussfassung mit einfacher Stimmenmehrheit und zwar gewähren je M 1000.- Kapitalanteil eine Stimme. Die Gesellscha ter haben keinen Anspruch auf Freiexemplare, sie g niessen auf alle Werke des Verlags einen Vorzugspr von 40% des Ladenpreises.

§ 7. REINGEWINN.

Jeder Gesellschafter ist berechtigt, monatlich ein Betrag bis zu 8/12 % seines Kapitalanteis in Anrec nung auf seinen Gewinnanteil der Gesellschaftskass zu entnehmen.

Jm Uebrigen erfolgt die Feststellung des Reingewin nach den Bestimmungen des Gesetzes und die Verteilu unter die Gesellschafter, soweit in § 4 nicht ander bestimmt, ist am Schlusse des Geschäftsjahres nach Verhältnis ihres Kapitalanteils. Nicht abgehobener Gewinn ist dem Kapitalanteil des betreffenden Gesellschafters zuzuschreiben. Dieselben Grundsätze gelte gegebenen Falls bei Verteilung des Verlustes.

§ 8. AUSKAUFSRECHT.

Frau MAY hat das Recht und die Pflicht den Ka anteil des Herrn FEHSENFELD käuflich zu erwerben. Dabei wird im Einzelnen festgesetzt:

1) Jn der Zeit bis zum 1.Juli 1918 muss ein Kapi talanteil von mindestens M 40000.- und der Re bis 1.Juli 192[illegible] erworben werden.

2) Der Auskauf bis 1.Juli 1918 kann nach Beliebe der Frau MAY auf einmal oder in jährlichen Te beträgen, die nicht unter M 10000.-betragen di fen, erfolgen.

Der Auskauf vom 1.Juli 1918 an muss in jährliche

Raten, die nicht unter M 10000.-und nicht über M 25000.- betragen dürfen, erfolgen.

Eine Abänderung dieser Auskaufsrechte -und Pflichten soweit es sich um die Höhe der Teilleistungen handelt, bleibt vorbehalten.

Eine solche Abänderung könnte von den beiden Beteiligten allein getroffen werden; sie würde also die Gesellschaft als solche nicht berühren.

Frau MAY ist berechtigt, das ihr eingeräumte Auskaufsrecht an DR.SCHMID abzutreten. Sie haftet aber Herrn FEHSENFELD in jedem Falle für die ordnungsmässige Erfüllung, der durch den Abtretungsvertrag begründeten Verbindlichkeiten des Uebernehmers als Gesammtschuldnerin. Als Kaufpreis der Anteile gilt der Buchwert zuzüglich der durch Abschreibungen entstandenen Reserven.

§ 9. BILANZ und GENERALVERSAMMLUNG.

Am Schlusse des Geschäftsjahres hat der geschäftsführende Gesellschafter das Jnventar und die Bilanz aufzustellen. Die Feststellung der Bilanz ist Sache der Gesellschafter. Sie erfolgt in einer ausdrücklich zu diesem Zweck durch den geschäftsführenden Gesellschafter zu berufenden Versammlung, die spätestens bis zum 1.August jedes Jahres stattfinden muss. Versammlungen finden in der Regel am Sitze der Gesellschaft statt. Auswärts wohnende Gesellschafter haben Anspruch auf Vergütung ihrer durch Teilnahme an der Versammlung entstehenden baren Auslagen. Vertretung durch Nichtgesellschafter ist unbeschränkt zulässig. Diesen Vertretern steht die gleiche Vergütung zu wie den Vertretenen.

33

§ 10. Übergangsbestimmung.

Bis zur in Krafttretung dieses Vertrags ist FEHSENFELD hinsichtlich des Vertriebs der MAY-Verlagswerke keinerlei Beschränkungen unterworfen. Dieser Vertrag ist dreifach ausgefertigt und von Jedem der 3 Contrahenten eigenhändig unterschrieben.

Freiburg i. Br. 2 April 1913 K. Ernst Fehsenfeld

Stuttgart, 5. April 1913 Dr. Eucharius Schmid

Dresden-Radebeul 28.4.1913.

Klara May.

K. G. HAUPTZOLLAMT DRESDEN II.

34

Peter Bolz

Indianer und Deutsche: Eine klischeebeladene Beziehung (II)

Indianer-Hobbyismus in Deutschland

Romantische Vorstellungen vom Leben der Indianer Nordamerikas in freier Natur, ohne die Bürden der Zivilisation, in malerischer Lederkleidung und im Tipi als der ›typischen‹ Behausung, wecken bei weißen Amerikanern ebenso wie bei Europäern immer wieder den Wunsch, zumindest temporär ein Indianer zu sein. Viele erfüllen sich diesen Wunsch, indem sie ihren ›indianischen Traum‹ zum Hobby machen, sie werden Indianer-Hobbyisten.

Im Gegensatz zu den USA, wo die Indianerhobby-Bewegung sich um 1900 aus der Boy-Scouts-Bewegung entwickelte (Powers, Movement, 557), hat die Hobby-Szene in Deutschland andere und vielfältigere Wurzeln. Vor allem lassen sich Indianer-Hobby und Western-Hobby nicht klar voneinander trennen, so daß es kaum möglich ist, die Zahl der ›Indianisten‹ auch nur annähernd zu schätzen. Boger (Western-Hobby, 15) spricht von etwa 50.000 Personen, die in der alten Bundesrepublik in Vereinen aktiv waren. Durch das Aufblühen des Western-Hobbys nach der Wende in den Neuen Bundesländern läßt sich diese Zahl heute sicherlich verdoppeln. Die Ursachen für das Entstehen des Indianer-Hobbyismus in Deutschland liegen in tief verwurzelten Sehnsüchten nach politischer Freiheit und räumlicher Weite, die bereits ab dem 17. Jahrhundert die Deutschen in großen Auswanderungswellen ins ›gelobte Land‹ Amerika trieben. Diese Sehnsüchte wurden von denen weiter geschürt, die es über den ›großen Teich‹ geschafft hatten und entweder in Reiseberichten oder Abenteuerromanen ein Bild des amerikanischen Westens schufen, in dem grenzenlose Freiheit, Chancengleichheit und die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung herrschten. Balduin Möllhausen beispielsweise, der 1849 Deutschland verließ, wollte in Nordamerika ein freies Leben als Jäger führen. Seine Erlebnisse waren so abenteuerlich, daß sie ihn nach seiner Rückkehr in eine materiell abgesicherte bürgerliche Existenz zu fast 40 Romanen inspirierten, in denen er den Westen Amerikas lebendig werden ließ (vgl. Hartmann, Catlin; Graf, Möllhausen).

Für diejenigen, die nicht nach Amerika auswandern konnten oder wollten, gab es vor allem im 19. Jahrhundert Ersatz durch Schausteller, die wenigstens einen Hauch von Exotik nach Europa brachten, indem sie Menschen aus fernen Ländern präsentierten. Gruppen von Indianern aus Nordamerika waren immer wieder in den großen Städten zu Gast, doch keiner verstand es so wie der Amerikaner George Catlin (1796–1872), Indianer in Europa populär zu machen. Er reiste zwischen 1830 und 1836 durch den Westen Amerikas und malte dabei etwa 600 Bilder, die er ab 1839 zusammen mit einer Sammlung indianischer Gegenstände in London und später in anderen europäischen Städten zeigte. Catlin verbrachte 32 Jahre in Europa, in denen er versuchte, von der Vermarktung seiner Indianersammlung zu leben. Er benutzte dazu das Image des ›edlen Wilden‹, der dem Untergang geweiht war, und trat als derjenige auf, der die letzten authentischen Zeugnisse dieser sterbenden Kultur vermitteln konnte. Noch einflußreicher als seine ›Indian Gallery‹ waren sei-

ne Bücher, vor allem sein Hauptwerk ›Letters and Notes on the Manners, Customs, and Condition of the North American Indians‹, das 1841 erstmals in London erschien und in zahlreichen Versionen (auch einer gekürzten deutschen Ausgabe) immer wieder nachgedruckt wurde. Die darin enthaltenen etwa 400 Abbildungen zeigen überwiegend Portraits von Indianern aus dem Gebiet der Prärien und Plains, von denen die interessantesten sehr rasch in die Werke anderer Autoren übergingen und dort stellvertretend für ›die Indianer‹ standen. Ähnlich erging es den Illustrationen aus dem Reisewerk des Prinzen Maximilian zu Wied, der 1832–34 den Westen Amerikas bereiste. Sie wurden permanent ›abgekupfert‹ und zu neuen Szenen verarbeitet, wodurch sich das Bild vom ›Prärieindianer‹ als dem Indianer schlechthin sowohl in Amerika als auch in Europa immer mehr verfestigte.

Der berühmteste Nachfolger Catlins als Schausteller war Buffalo Bill, der mit seiner Wild West Show die Dynamik des Westens im Osten der USA und danach in Europa vermitteln wollte. Dazu brauchte er berittene Cowboys und Indianer, die den Zuschauern dramatische Szenen aus der Geschichte des Wilden Westens zeigen konnten. Wieder waren es die ›Prärieindianer‹, die dafür in idealer Weise geeignet waren, und damit verewigte Buffalo Bill das Klischeebild vom federgeschmückten Reiterkrieger als dem ›typischen‹ Indianer in den Köpfen seiner Zuschauer.

Als Buffalo Bill mit seinen indianischen Kriegern 1890 erstmals nach Deutschland kam, feierte er Triumphe. Die Indianerromane Karl Mays und anderer Autoren hatten den Nährboden gelegt für die ausbrechende Indianerbegeisterung, aber ›echte‹ Indianer in ihrer ›traditionellen‹ Tracht lebendig vor Augen zu sehen, das konnte kein Roman ersetzen. Viele Zirkusunternehmen Europas heuerten daher Indianergruppen aus den Plains-Reservationen an, so daß Wild-West-Vorführungen bald zum Standardprogramm ihrer Schau gehörten. Der in Dresden stationierte Zirkus Sarrasani hatte zwischen 1913 und dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges immer wieder Indianergruppen in seinem Programm. Der bekannteste ›Sarrasani-Indianer‹ war Edward Two-Two, ein Oglala von der Pine Ridge Reservation, der bei einer Tournee 1914 starb und auf eigenen Wunsch in Dresden begraben wurde. Sein Grab wird noch heute von Indianerfreunden gepflegt (Günther, Sarrasani, 79–82).[1]

Patty Frank, mit dessen Unterstützung Klara May, die Witwe Karl Mays, 1928 das Karl-May-Museum in Radebeul gründete, kam ebenfalls aus dem Schaustellergewerbe (vgl. Seifert, Frank). Der 1876 als Ernst Tobis in Wien geborene Junge schloß sich im Alter von 14 Jahren der Truppe von Buffalo Bill als Stallbursche an, als diese im Oktober 1890 in Frankfurt am Main gastierte. Dieses Erlebnis prägte ihn so sehr, daß er lieber Artist statt Gärtner werden wollte. Im Alter von 20 Jahren gründete er seine eigene Artistentruppe und trat unter dem Künstlernamen Patty Frank auf. Gastspiel-Reisen führten ihn durch die USA, wo er damit begann, indianische Objekte zu sammeln. Später tauschte er Objekte mit Privatsammlern und Museen (darunter auch das Berliner Museum für Völkerkunde), so daß seine Sammlung schließlich auf etwa 540 Stücke anwuchs, die überwiegend aus dem Gebiet des östlichen Waldlandes und der Prärien und Plains stammen. Besonders

1 Zu den ›Sarrasani-Indianern‹ vgl. auch den Beitrag von Dieter Sudhoff in diesem Heft.

stolz war er auf seine Sammlung von 14 Skalpen (vgl. Hoffmann, Karl-May-Museum).
Im Alter von 50 Jahren beendete Patty Frank seine Artistenlaufbahn, verkaufte seine Sammlung an Klara May und ließ sich in der ›Villa Bärenfett‹ nieder. Dieses Blockhaus war 1926 speziell zur Beherbergung der von Karl und Klara May zusammengetragenen Indianersammlung, die nun mit der von Patty Frank ergänzt wurde und dadurch auf etwa 1900 Stücke anwuchs, im Garten hinter dem Wohnhaus der Familie May errichtet worden. Das mit sehr viel Wildwestromantik ausgestattete Blockhaus entwickelte sich bald zur Wallfahrtsstätte all derer, die sich für Karl May und Indianer begeisterten. Das Zusammenspiel zwischen Patty Frank, dem Zirkusdirektor Hans Stosch-Sarrasani und dem Namen Karl May funktionierte vorzüglich. ›Echte‹ Indianer (ausschließlich Plainsindianer), die am Grabe Karl Mays Gedächtnisreden hielten, sorgten für Publicity, und deutsche Künstler wie Elk Eber und Vittorio Güttner statteten die Innenräume mit lebensechten Kostümfiguren und heroischen Schlachtengemälden aus. Anfangs versuchte der Ethnologe Hermann Dengler noch einen gewissen wissenschaftlichen Anspruch zu vermitteln, doch die Dominanz von Patty Franks Wildwestromantik war so überwältigend und prägend für das Museum, daß Dengler sich 1936 frustriert zurückzog (Seifert, Frank, 117–156).

Abb. 3. Karl Mays Erben: Klara May (hinten Mitte), Patty Frank (rechts vorne) und Zirkusdirektor Stosch-Sarrasani (rechts hinten) mit Show-Indianern aus South Dakota. In Ergänzung zu Karl Mays Romanen bediente das Karl-May-Museum mit der von Patty Frank inszenierten Wildwest-Romantik die gängigen Klischeebilder. – Aufgenommen 1928 vor dem Blockhaus ›Villa Bärenfett‹ in Radebeul.

Im Radebeuler Indianermuseum befanden sich zwar auch Objekte aus dem östlichen Waldland, von der Nordwestküste, aus Kalifornien und aus dem Südwesten, doch der überwiegende Teil der Sammlung stammte von den Plainsindianern, vor allem den Sioux. Die Konzeption paßte somit wunderbar zu dem herrschenden Klischeebild der Federhauben tragenden Reiterkrieger, das durch die Kostümfiguren und das dominierende Gemälde Elk Ebers von der Schlacht am Little Bighorn geprägt war. Wen wundert es da, daß sich Indianer-Hobbyisten fast ausschließlich für die dort gezeigten Plainsindianer begeisterten?

Als ältester deutscher Wild-West-Klub gilt der 1913 gegründete ›Cowboy-Klub‹ München, gefolgt im Jahre 1919 von dem Freiburger ›Cowboy Club Buffalo‹ und dem 1921 ebenfalls in Freiburg gegründeten ›Wild-West-Club‹. Einer der ersten Vereine, der auch die Beschäftigung mit Indianern in seinem Namen zum Ausdruck brachte, war der ›1. Dresdner Indian- und Cowboy Club Manitou‹ von 1930, gefolgt 1934 vom Frankfurter ›Indianer-Club Hunkpapa‹ (vgl. Bolz, Hunkpapas).

Wie alte Fotos belegen, war die Qualität der Kostüme sehr unterschiedlich. Einige wenige orientierten sich an ›echten‹ Museumsstücken, die Mehrzahl der Hobbyisten jedoch hielten sich an die Vorbilder aus Hollywood, die ihnen die frühen Wildwestfilme lieferten. Eines hatten jedoch alle gemeinsam: Viele Federn, viele Glasperlen (oder Imitationen davon) und viele Fransen. Wer keine große Federhaube trug, band sich wenigstens ein Stirnband um den Kopf und steckte hinten ein oder zwei Federn hinein. Gerade der Gebrauch von Stirnbändern, der auf authentischen Darstellungen von Plainsindianern höchstens vereinzelt vorkommt, weist wie ein ›Leitfossil‹ auf die Wurzeln des Indianer-Hobbyismus hin: zuerst von Show-Indianern in Truppen wie der von Buffalo Bill getragen, fand es Eingang in die frühen Hollywood-Produktionen, in denen die überwiegend weißen Indianerdarsteller dafür sorgen mußten, daß ihnen beim wilden Ritt über die Prärie oder beim aktionsreichen Zweikampf die Perücke nicht vom Kopf fiel. Hübsche ›Häuptlingstöchter‹ trugen in der Regel perlenbestickte Stirnbänder analog zum Diadem einer europäischen Prinzessin. Dieses Hollywood-Klischeebild wurde von der Hobbyismus-Bewegung aufgegriffen und über mehrere Generationen weitertradiert, wie ältere Fotos aus den 50er und 60er Jahren zeigen (Kitz, Wyoming Club, 12–24).

Eine besondere Tradition, in der sich deutsche von amerikanischen Hobbyisten unterscheiden, ist die Teilnahme an Fastnachtsumzügen, in der Frühzeit des Hobbyismus offenbar die einzige Gelegenheit, sich als ›Indianer‹ oder ›Cowboy‹ in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Für einige der während des Zweiten Weltkriegs auseinandergefallenen Vereine waren diese Umzüge die erste Möglichkeit, sich in den späten vierziger Jahren wieder zusammenzufinden und ein neues Klubleben aufzubauen (Kitz, Wyoming Club, 14).

In der Nachkriegszeit wurden die meisten der alten Vereine wieder neu gegründet, und in den fünfziger und sechziger Jahren kamen viele neue hinzu, so daß heute in fast jeder größeren Stadt Deutschlands ein oder gar mehrere Indianer-, Cowboy- oder Wild-West-Klubs existieren. Seit 1951 treffen sich die Vereine einmal im Jahr zum großen ›Council‹, bei dem auf einem Freigelände ein Tipi-Dorf aufgebaut wird, das aus mehreren hundert Zelten bestehen kann. Hinzu kommt eine ›Westerntown‹ mit Handelsposten und Saloon. Für diese Councils bestehen strenge Re-

geln bezüglich der Kleiderordnung, ›Zivilisten‹ werden nur ausnahmsweise zugelassen. Der ›Hundebund‹ wacht über die Ordnung im Indianerlager, Sheriffs über die bei den ›Westmännern‹. Gemeinsame Feierlichkeiten, Tänze und Zeremonien laufen nach ›traditionellem‹ indianischem Vorbild ab, wobei man allerdings betonen muß, daß sich inzwischen bei den einzelnen Vereinen und auch beim gemeinsamen Council langjährige Traditionen entwickelt haben, deren Regeln befolgt werden müssen.

Abb. 4. ›Winnetous Erben‹: Indianer-Hobbyisten verbreiten noch heute das romantische Bild vom ewigen Plainsindianer, der unverändert in der ›traditionellen‹ Kultur des 19. Jahrhunderts lebt. Hundert Jahre indianische Geschichte des 20. Jahrhunderts werden dabei einfach ausgeblendet. Aufgenommen bei der ›Indian Week‹ im Juli 1996 nahe Potsdam.

Da unter den Hobby-Indianern das Nachempfinden der Kulturen der Prärie- und Plainsindianer dominiert, bestehen die Kostüme nach wie vor aus den Bestandteilen Federn, Leder, Glasperlen und Fransen, wobei es seit den 70er Jahren allerdings immer mehr Differenzierungen gibt. Eine allmähliche Abkehr vom Image des Hollywood-Indianers bewirkte eine größere Authentizität der Kostüme, für deren Herstellung man sich entweder an Originalstücken orientiert (Vorlagen sind meist gute Farbabbildungen in Museumskatalogen), oder man greift auf die Abbildungen nach Gemälden Karl Bodmers zurück, die in den 1830er Jahren am oberen Missouri entstanden. Solche historisch getreuen Kostüme aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedürfen besonderer Materialien wie Pony Beads oder Techniken wie dem Quillwork (der Applikation mit gefärbten Stachelschweinborsten). Heute gibt es unter den Hobbyisten Spezialisten, die das mühsame Herstellen von Quillappli-

kationen meisterhaft beherrschen. Aber auch für die ›einfacheren‹ Techniken der Perlenstickerei bedarf es langer Übung, bis man sie originalgetreu nachempfinden kann.
Als Ethnologe, der sich besonders darum bemüht, die Vielfalt indianischer Kulturen Nordamerikas nach außen hin zu vermitteln, beobachtet man die Aktivitäten der Hobby-Indianer mit gemischten Gefühlen: Einerseits ist offensichtlich, daß hier nach wie vor das Klischeebild vom Plainsindianer als dem ›richtigen‹ Indianer im Mittelpunkt steht und bei jedem Council oder Auftritt in der Öffentlichkeit einem größeren Publikum vermittelt wird. Andererseits besitzen Hobbyisten oftmals solch detaillierte Materialkenntnisse, daß sie in der Lage sind, alte indianische Techniken perfekt zu rekonstruieren. In Verbindung mit historischen Studien haben sich auf diese Weise schon oftmals Indianer-Hobbyisten in Hobby-Ethnologen oder Hobby-Historiker verwandelt, durch die der Wissenschaft neue Erkenntnisse zugeflossen sind.
Die Mehrzahl jedoch betreibt ihr Hobby aus der Verbindung von romantischer Indianerschwärmerei, Liebe zur freien Natur und geschickter handwerklicher Arbeit. Dabei haben sich allerdings in den ehemals getrennten Teilen Deutschlands unterschiedliche Schwerpunkte herausgebildet: Während man im früheren Westdeutschland fast unbegrenzten Zugang zu den benötigten Materialien hatte, konzentrierte man sich auf die historische Rekonstruktion von ›indianischer‹ materieller Kultur und betrieb das Hobby ansonsten weitgehend unpolitisch. Die Verhältnisse im ehemaligen Osten waren nahezu umgekehrt: Originalmaterial und Literatur aus Amerika war, wenn überhaupt, nur mit äußerster Mühe zu beschaffen, während das sozialistische Regime es nicht erlaubte, daß sich jemand mit dem kapitalistischen Klassenfeind USA solidarisierte. Cowboys, Trapper oder Vertreter der US-Kavallerie hatten es daher besonders schwer, in Vereinen auftreten zu können, zumal jeglicher Besitz von Schußwaffen, auch der von historischen Stücken, verboten war. Die ›Indianer‹, als die vom US-Imperialismus unterdrückte und ausgebeutete Klasse, hatten es diesbezüglich etwas leichter und konnten sich als ›Indianistikgruppen‹ etablieren, allerdings meist mit der Auflage, sich politisch-aufklärerisch zu betätigen (vgl. Turski, Indianistikgruppen).
Mit dem Fall der Mauer fielen bei den ›roten Brüdern‹ im Osten (Boger, Western-Hobby, 36) diese Beschränkungen weg, so daß sich Ost und West allmählich aneinander anglichen und heute das betreiben, was das ursprüngliche Ziel des Indianer-Hobbyismus war: Für wenige Stunden oder mehrere Tage dem deutschen Alltag zu entfliehen, sich in Gedanken in eine Landschaft im Westen Amerikas zu versetzen und ›indianisches‹ Leben nachzuempfinden. Dieser Wechsel von einer Identität in eine andere (der auch mit einem Wechsel des Namens verbunden ist), macht den eigentlichen Reiz aus, Indianer-Hobbyist zu sein.

Widerstandskämpfer und Öko-Heilige

In den sechziger Jahren entdeckte die Flower-Power-Generation in den USA die Ureinwohner des Landes als Vorbilder für alternative Lebensformen. Die Mitglieder von Hippie-Kommunen trugen bunte fransenbehängte Kleider, dazu Stirnbänder und exotischen Schmuck und bezeichneten sich als ›Stämme‹. Marijuana, LSD, Peyote und andere ›psychodelische‹ Drogen dienten der ›Bewußtseinserweiterung‹,

und die Bücher von Carlos Castaneda, mit deren Hilfe man sich in eine ›andere Wirklichkeit‹ versetzen konnte, wurden zu Bestsellern (Brand, Indians).
Für die deutschen Anhänger der Hippie-Bewegung waren die ›echten‹ Indianer zu weit entfernt, um mit ihnen direkt in Kontakt zu treten, so daß sie hauptsächlich über Bücher wahrgenommen wurden. Erst die ›Red Power‹-Bewegung der späten sechziger Jahre erreichte auch die Massenmedien in Deutschland. Alcatraz wurde auch hier zum Symbol für indianischen Widerstand, der endgültige Durchbruch kam mit der Besetzung von Wounded Knee 1973.
Es war vor allem die rebellische Studentenschaft der siebziger Jahre, die sich mit dem Kampf unterdrückter ethnischer Minderheiten solidarisierte. Für sie bildete das American Indian Movement (AIM), eine von Stadtindianern gegründete Protestorganisation, das ideale Vorbild für den eigenen Drang zum politischen Aktionismus. Es entstand das Klischee vom Indianer als Widerstandskämpfer, insbesondere gegen den US-Imperialismus und -Kapitalismus. „Poster von Geronimo oder Sitting Bull wurden neben die von Che Guevara gehängt, und der AIM-›Krieger‹ galt fortan als Reinkarnation jener verblichenen Widerständler“ (Peyer, AIM, 57).
An zahlreichen Orten im deutschsprachigen Raum entstanden Unterstützergruppen (meist ›AIM Support Groups‹ genannt), die mit viel Engagement und wenig Sachkenntnis Informationen über ›Indianer im Widerstand‹ verbreiteten, meist auf der Grundlage von Artikeln, die in der pro-AIM ausgerichteten indianischen Zeitung ›Akwesasne Notes‹ erschienen. Hinzu kamen Sachbücher von engagierten Journalisten, die auf ein größeres Publikum abzielten. Dem Autor Claus Biegert gelang es sogar, eine Art von Monopol in diesem Bereich zu erlangen und mit seinem 1979 erschienenen Buch über Indianerschulen großen Teilen der Öffentlichkeit (vor allem linksorientierten Lehrern) weiszumachen, daß Indianer nur durch Gründung von AIM-gesteuerten ›Survival Schools‹ eine Chance hätten, den verderblichen Einflüssen des weißen Establishment zu entkommen. Daß es zu dieser Zeit verschiedene andere, wesentlich erfolgreichere indianische Schulkonzepte gab, die nicht auf Widerstand, sondern auf Kooperation mit den amerikanischen Schulbehörden aufbauten, wurde von Biegert ignoriert. Diese einseitig ideologisch ausgerichtete Form der Berichterstattung über das indianische Amerika beruhte auf dem in deutschen Landen weit verbreiteten Irrglauben, AIM sei die einzige überregionale Interessenvertretung aller Indianer Nordamerikas. Bekräftigt wurde diese Meinung vor allem durch AIM-Vertreter, die seit den frühen siebziger Jahren häufig und gerne nach Europa reisten und sich dabei als ›Häuptlinge‹ hofieren ließen.
Das Klischee vom ›Indianer als Widerstandskämpfer‹ wurde in den achtziger Jahren abgelöst durch das vom ›Indianer als Heilsbringer‹ (Schmidt, Heilsbringer). Die über Deutschland hereingebrochene Ökowelle ließ auch die Indianer Nordamerikas nicht verschont, denn ihre angebliche Naturverbundenheit bestimmte sie automatisch zu Hütern von ›Mutter Erde‹. Die von einem weißen Poeten erdichtete Rede des Häuptlings Seattle, die dieser angeblich 1855 vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gehalten hat, wurde von Umweltschützern und Natur-Romantikern wie das indianische Evangelium gelesen. In dieser ›Rede‹ wird ein völlig undifferenziertes panindianisches Ökologiebewußtsein propagiert, das es in historischer Zeit niemals gegeben hat. Heute sind sowohl ›echte‹ als auch falsche Indianer auf

diesen Zug aufgesprungen und verkünden ökologische und sonstige Weisheiten am Fließband. Esoterik-Zirkel und Neo-Schamanen sind ohne indianische Gurus kaum noch vorstellbar, und Schwitzbad-Zeremonien werden immer häufiger von weißen ›Schülern‹ bekannter und unbekannter indianischer ›Medizinmänner‹ geleitet. Wer in die Zukunft schauen will, kann dies entweder mit indianischen Tarot-Karten tun oder läßt sich ein indianisches Horoskop stellen – die Esoterik überspringt die Grenzen jeglicher indianischer Kultur.
Auf diese Weise werden echte oder falsche ›Traditionen‹ von Indianern Nordamerikas zur beliebig handelbaren und veränderlichen Ware deklassiert, von der clevere Geschäftemacher reichlich profitieren. Die Indianer selbst gehen dabei meist leer aus – wie so oft in ihrer Geschichte.
Gerade die jüngsten Klischeebildungen von Indianern als ›Widerstandskämpfer‹ und als ›Öko-Heilige‹ (Bolz, Öko-Heilige) zeigen, wie sehr das Indianerbild Europas und insbesondere Deutschlands von gesellschaftlichen Strömungen beeinflußt wird, die wenig mit Indianern, aber sehr viel mit unseren eigenen Lebensvorstellungen zu tun haben. Auch wenn sich die neuen Klischees von den alten unterscheiden, so besitzen sie doch eine gemeinsame Basis: sie projizieren indianische Kultur zurück ins 19. Jahrhundert und lassen Indianer noch immer als ›edle Wilde‹ auftreten und gegen den weißen Mann um ihre Freiheit kämpfen. Die bereits hundert Jahre währende Geschichte der Indianer des 20. Jahrhunderts wird weitgehend ignoriert, sie ist in der Öffentlichkeit (zu der auch die Völkerkundemuseen gehören) kaum präsent und wird selbst im akademischen Bereich nur sporadisch wahrgenommen. So lange Indianer nicht als Menschen der Gegenwart, sondern lediglich als Wesen einer mythischen Vergangenheit betrachtet werden, sind sie weiterhin der Bildung immer neuer Klischeevorstellungen ausgesetzt.

Literatur- und Siglenverzeichnis

Bartsch, Winnetou
Bartsch, Ekkehard: Karl Mays Winnetou – Die Entwicklung einer literarischen Gestalt. In: Karl May: Auf der See gefangen. Bamberg: KMV (= Karl May's Gesammelte Werke 80), S. 441–503.

Berkhofer, Conceptions
Berkhofer, Robert F.: White Conceptions of Indians. In: Washburn, Handbook, S. 522–547.

Biegert, Indianerschulen
Biegert, Claus: Indianerschulen: Als Indianer Überleben – von Indianern lernen. Survival Schools. Reinbek: Rowohlt 1979.

Bochenek, Romantik
Bochenek, Aleksandra: Romantik und Tragik der Indianer in der *Winnetou*-Trilogie von Karl May. SoKMG 117/1998.

Boger, Western-Hobby
Boger, Jan: Western-Hobby heute. Die letzten Mohikaner. Stuttgart: Motorbuch Verlag 1990.

Bolz, Hunkpapas
Bolz, Peter: Life Among the ›Hunkpapas‹. A Case Study in German Indian Lore. In: Christian F. Feest (Hg.): Indians and Europe. An Interdisciplinary Collection of Essays. Aachen: Rader 1987, S. 475–490.

Bolz, Öko-Heilige
Bolz, Peter: Indianer als Öko-Heilige? Gedanken zur Entlarvung eines neuen Klischees. In: Wolfgang Lindig (Hg.): Indianische Realität. Nordamerikanische Indianer in der Gegenwart. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 47–55.

Bolz/Sanner, Indianer
Peter Bolz, Hans-Ulrich Sanner: Indianer Nordamerikas. Die Sammlungen des Ethnologischen Museums Berlin. Berlin: G+H Verlag und Staatliche Museen zu Berlin, 1999.

Bolz/Sanner, Native
Peter Bolz, Hans-Ulrich Sanner: Native American Art. The Collections of the Ethnological Museum Berlin. Seattle: University of Washington Press; Vancouver: Douglas and McIntyre, 1999.

Brand, Indians
Brand, Stewart: Indians and the Counterculture, 1960s–1970s. In: Washburn, Handbook, S. 570–572.

Catlin, Letters
Catlin, George: Letters and Notes on the Manners, Customs, and Condition of the North American Indians. 2 Bde. London: Tosswill and Myers 1841.

Dräger e.a., Indianer
Dräger, Lothar/Krusche, Rolf/Hoffmann, Klaus: Indianer Nordamerikas. Ausstellung im Blockhaus ›Villa Bärenfett‹ des Karl-May-Museums. Radebeul: Karl-May-Stiftung 1992.

Feest, Indian
Feest, Christian F.: The Indian in Non-English Literature. In: Washburn, Handbook, S. 582–586, 665–666.

Graf, Möllhausen
Graf, Andreas: Der Tod der Wölfe. Das abenteuerliche und das bürgerliche Leben des Romanschriftstellers und Amerikareisenden Balduin Möllhausen (1825–1905). Berlin: Duncker und Humblot 1991.

Günther, Sarrasani
Günther, Ernst: Sarrasani wie er wirklich war. Berlin: Henschel Verlag 1991.

Hartmann, Catlin
Hartmann, Horst: George Catlin und Balduin Möllhausen. Zwei Interpreten der Indianer und des Alten Westens. Baessler-Archiv NF, Beiheft 3. Berlin: Dietrich Reimer (^{2}1984).

Hiddemann, Cooper
Hiddemann, Till: ›Winnetou‹ und ›Der letzte Mohikaner‹. Das Indianerbild bei James Fenimore Cooper und Karl May. SoKMG 108/1996.

Hoffmann, Karl-May-Museum
Hoffmann, Klaus: Zur Geschichte des Karl-May-Museums, seiner indianischen Sammlungsobjekte und deren Präsentation. In: Dräger e.a., Indianer, S. 89–115.

Kitz, Wyoming Club
Kitz, Hermann: 50 Jahre Wyoming Club Frankfurt am Main, 1936–1986. Frankfurt a. M.: Wyoming Club 1986.

Küppers, Indianerbild
Küppers, Petra: Karl Mays Indianerbild und die Tradition der Fremdendarstellung. In: JbKMG 1996, S. 315–345.

Lutz, Stereotyp
Lutz, Hartmut: ›Indianer‹ und ›Native Americans‹. Zur sozial- und literaturhistorischen Vermittlung eines Stereotyps. Hildesheim: Georg Olms 1985.

May, *Auf der See*
Auf der See gefangen. Criminalroman. In: Frohe Stunden. 2. Jg. 1877/78, S. 321–824 (Reprint KMG 2000).

May, *Inn-nu-woh*
Aus der Mappe eines Vielgereisten Nr. 1: Inn-nu-woh, der Indianerhäuptling. In: Deutsches Familienblatt. 1. Jg. (1975/76), S. 8–11 (Reprint KMG 1975).

May, *Oelbrand*
Ein Oelbrand. Erzählung aus dem fernen Westen. In: Neues Universum, 4. Jg. 1883, S. 1–17, 161–180 (Reprint in: JbKMG 1970, S. 221–237).

May, *Winnetou*
Winnetou. Eine Reiseerinnerung. In: Omnibus. 17. Jg. 1878, Heft 40–41. (Nachdruck in: JbKMG 1980, S. 175–188).

May, *Winnetou I*
Winnetou der Rote Gentleman 1. Band. Freiburg i. B.: Friedrich Ernst Fehsenfeld (1893) (= Carl May's gesammelte Reiseromane VII).

May, *Winnetou III*
Winnetou der Rote Gentleman. 3. Band. Freiburg i. B.: Friedrich Ernst Fehsenfeld (1893) (= Carl May's gesammelte Reiseromane IX).

Peyer, AIM
Peyer, Bernd: Wer hat Angst vor AIM? In: Wolfgang Lindig (Hg.): Indianische Realität. Nordamerikanische Indianer in der Gegenwart. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 56–75.

Powers, Movement
Powers, William K.: The Indian Hobbyist Movement in North America. In: Washburn, Handbook, S. 557–561.

Schmidt, Heilsbringer
Schmidt, Dorothea: Indianer als Heilsbringer. Ein neues Klischee in der deutschsprachigen Literatur? Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel 1988.

Seifert, Frank
Seifert, Wolfgang: Patty Frank. Der Zirkus, die Indianer, das Karl-May-Museum. Auf den Spuren eines ungewöhnlichen Lebens. Bamberg, Radebeul: KMV 1998.

Turski, Indianistikgruppen
Turski, Birgit: Die Indianistikgruppen der DDR. Entwicklung – Probleme – Aussichten. Idstein: Baum Publications 1994.

Washburn, Handbook
Washburn, Wilcomb E. (Hg.): Handbook of North American Indians. Vol. 4: History of Indian-White Relations. Washington: Smithsonian Institution 1988.

Wied, Reise
Wied, Maximilian Prinz zu: Reise in das Innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834. 2 Bde. Coblenz: J. Hoelscher 1839–1841.

Dieter Sudhoff

Die rote und die weiße Schlange

Nachtrag zu Rudolf Schlichter

Wie nicht anders zu erwarten, setzt sich die Renaissance des Malers Rudolf Schlichter weiter fort, und da sein Verhältnis zu Karl May, wie hinlänglich beschrieben[1], ein durchaus besonderes war, ist auch auf diesem Feld immer noch mit Entdeckungen zu rechnen.

Als wichtige Vorarbeit zu einem umfassenden Œuvrekatalog, der bereits seit längerem erarbeitet wird, aber wohl noch mehrerer Jahre intensiven Suchens bedarf, kann die Schlichter-Bibliographie von Dirk Heißerer gelten.[2] Es liegt in der Natur der Sache, daß auch dieses Verzeichnis, das sich im wesentlichen auf Schlichters literarische und illustrative Arbeiten beschränkt, nicht annähernd vollständig sein konnte; vor allem gilt dies für die zahlreichen Pressezeichnungen, die bisher bestenfalls rudimentär erfaßt sind. Welche bibliographischen Mühen hier noch zu erbringen sind, zeigt neuerdings ein bemerkenswerter Beitrag in der Kulturzeitschrift ›Juni‹ (1999)[3], in dem Gregor Ackermann (nebst einer allgemeinen Einführung in die Rezeptionslage und der Präsentation dreier unbekannter Veröffentlichungen von Rudolf und Speedy Schlichter[4]) nicht weniger als 165 bisher unbekannte Zeitungsbeiträge anführt, auf eher zufälliger Basis und im wesentlichen konzentriert auf politisch-satirische Zeichnungen im linksdemokratischen Berliner ›Montag Morgen‹.

Soweit anhand der Titel und Legenden ersichtlich (und nach persönlicher Mitteilung Gregor Ackermanns) enthält die ›Juni‹-Bibliographie keine Arbeiten mit einer May- oder Wildwest-Thematik, wie dort überhaupt literarische Sujets selten sind. Dafür gelang Ackermann bei seinen weiteren Recherchen in jüngster Zeit ein anderer Fund, der immerhin in die Sphäre Karl Mays reicht und auch ikonographisch interessant ist. Es handelt sich um die hier erstmals wieder abgedruckte Zeichnung ›Der Blüher-Sioux‹, die (vermutlich im Oktober) 1926 zusammen mit weiteren po-

1 Vgl. Dieter Sudhoff: Obsessionen eines Malers. Rudolf Schlichter und Karl May. In: JbKMG 1999, S. 360–421.

2 Dirk Heißerer (Hg.): Rudolf Schlichter. Bibliographie. Flein bei Heilbronn 1998.

3 Gregor Ackermann: Rudolf Schlichter. In: Juni. Magazin für Literatur & Politik, Mönchengladbach, Nr. 30–31/1999, S. 298–334, mit 6 Abb.; der im Handel lieferbare Teil der Auflage erschien als Sammelband, hg. von Walter Delabar, Horst Denkler und Erhard Schütz: Spielräume des einzelnen. Deutsche Literatur in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Berlin 1999. Der Band ist für May- und Schmidt-Forscher auch deshalb interessant, weil Guido Graf (›Nicht zu fassen oder Wie hängt ein Leben zusammen‹, S. 335–339) in ihm den fast verschollenen Schriftsteller Paul Elbogen (1894–1987) vorstellt, dessen Bisexualitäts-Hypothese von 1936 bekanntlich die Initialzündung für Arno Schmidts Studie ›Sitara und der Weg dorthin‹ war.

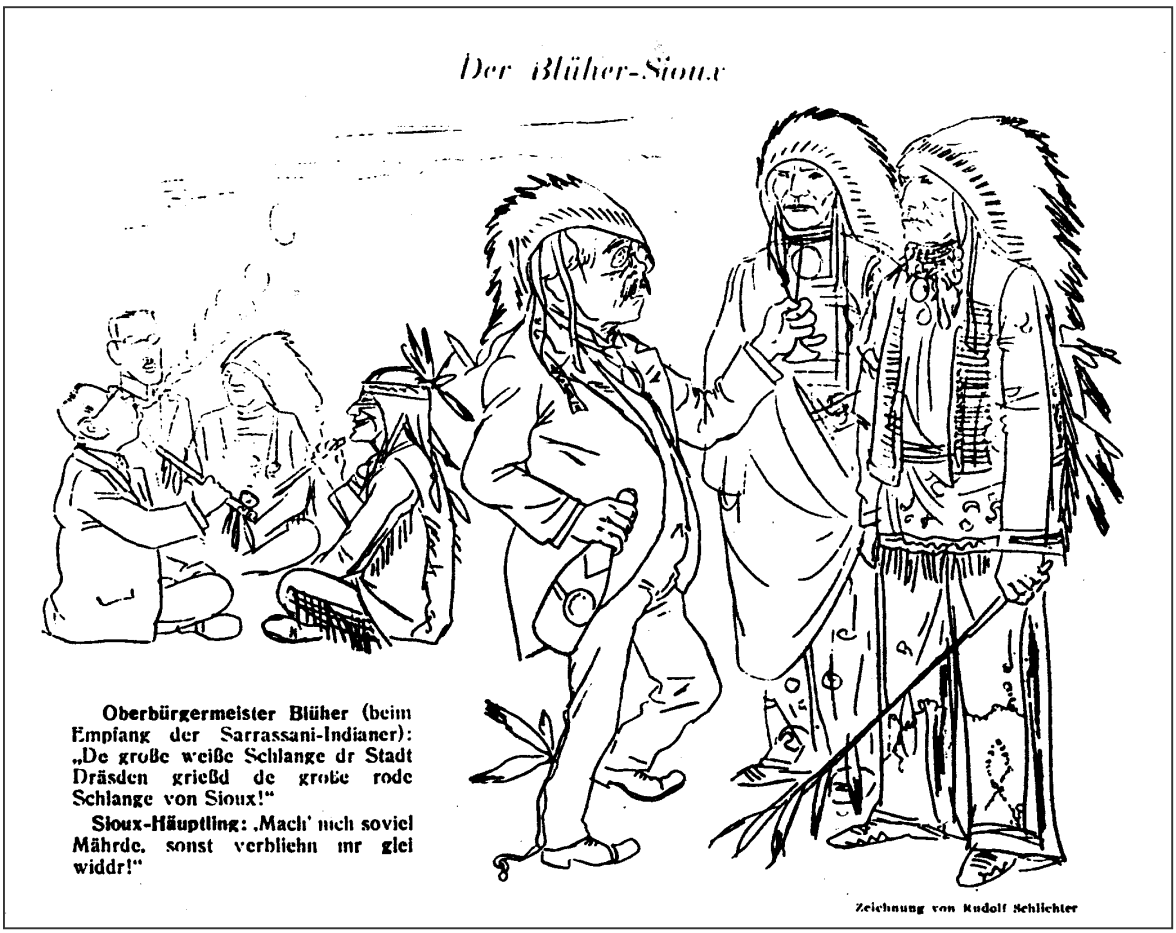
4 Von Rudolf Schlichter ›Kindheit‹ und ›Über seine Zensurerfahrung‹, von Speedy (hier merkwürdigerweise mit dem Nachnamen Wecker) ›Mein Freund, der Vatermörder‹, über den Mordprozeß gegen Philipp Halsmann, mit dem sie befreundet war (S. 329–334).

litischen Karikaturen Schlichters (darunter dem Titelblatt ›Denkt an 1923‹, das an den Einmarsch der Reichswehr in das ›rote Sachsen‹ erinnert) in einem heute äußerst seltenen kommunistischen Wahlkampfblatt erschien, dem ›Roten Sachsenspiegel‹, einer „satirischen Arbeiter-Zeitung zur Landtagswahl 1926“, wie es im Untertitel heißt.[5] Hintergrund war die Sächsische Landtagswahl am 31. Oktober 1926, aus der die SPD mit 31 Mandaten (leicht geschwächt durch die im selben Jahr gegründete ASPS = Alte Sozialdemokratische Partei Sachsens) wie gewohnt als stärkste Partei hervorging; neuer Landtagspräsident wurde der SPD-Abgeordnete Albert Schwarz. Die KPD, die vom damaligen ›Sachsenkonflikt‹ der SPD profitierte, kam immerhin auf 14 Mandate (bei insgesamt 96 Landtagssitzen), ein weder vorher noch nachher wieder erreichtes Ergebnis, und bildete neben der gleichstarken DNVP (Deutschnationale Volkspartei) die zweitstärkste Fraktion im Landtag. Die erstmals vertretene NSDAP mußte sich *noch* mit 2 Sitzen begnügen (1929: 5, 1930: 14).[6] Das Auftreten Rudolf Schlichters in einem kommunistischen Propagandablatt ist nicht erstaunlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er von 1919 bis zu seiner „geistigen Wandlung und Umkehr“ im Jahre 1927 (als er seiner späteren Frau Speedy begegnete und zum Katholizismus konvertierte) Mitglied der KPD war und regelmäßiger Beiträger linker Zeitungen und Zeitschriften wie ›Der Knüppel‹ oder ›Die Rote Fahne‹. Die naheliegende Frage indes, ob die Zeichnungen exklusiv für den ›Roten Sachsenspiegel‹ entstanden und damit konkret der Propaganda im Landtagswahlkampf dienen sollten, oder ob nicht doch zumindest einige von ihnen schon früher an anderem Ort erschienen waren, läßt sich

5 Das Blatt, mit Parolen wie: „Klassenbewußte Arbeiter wählen nur Kommunisten“, bringt auf zehn Seiten in Text und Bild satirische Angriffe auf politische Gegner aus dem ›Bürgerblock‹ (den ›Blüher-Sioux‹ auf S. 3); verlegt wurde es vom Westsächsischen Buch- und Zeitungsverlag in Leipzig, für den Inhalt verantwortlich zeichnete Arthur Lieberasch. Ob außer diesem einen Heft weitere Ausgaben erschienen, ist unbekannt, aber eher unwahrscheinlich.

6 Vgl. Mike Schmeitzner, Michael Rudloff: Geschichte der Sozialdemokratie im Sächsischen Landtag. Darstellung und Dokumentation 1877–1997. Dresden 1997, S. 230–233.

beim jetzigen Kenntnisstand nicht beantworten, da keine einen nur illustrativen Charakter hat und Titel und Legenden zudem von der Redaktion hinzugefügt sein könnten (wie es in ähnlichen Fällen üblich war). Insbesondere gilt dies für die uns interessierende Zeichnung ›Der Blüher-Sioux‹, denn zum einen glaubt der bekannte Dresdener Sarrasani-Experte Ernst Günther (wie er in einem persönlichen Gespräch mitteilte) sich daran zu erinnern, sie schon anderswo gesehen zu haben, zum anderen lag das ihr zugrundeliegende Ereignis beim Erscheinen des ›Roten Sachsenspiegels‹ schon einige Monate zurück und dürfte also allenfalls sehr entfernt mit der Landtagswahl in Verbindung zu bringen sein.



Im Kanon Schlichters ist die Zeichnung ›Der Blüher-Sioux‹, so unauffällig sie sonst auch sein mag, dadurch bemerkenswert, daß es sich um das einzige bisher bekannte Beispiel für eine Verbindung jener zwei sonst stets getrennten Themenkreise handelt, die für den Maler bis zu seiner Konversion wesentlich waren, nämlich des seiner Karl-May-Begeisterung entsprungenen Wildwest-Motivs und des Bereichs der politischen, hier einmal sehr milden Karikatur. Den Anlaß zu dieser seltenen Symbiose von Kolportage und Agitation hatten die Indianer und Politiker selber geschaffen, als sie sich im Frühjahr 1926 zu einer für beide Seiten publicityträchtigen Begegnung entschlossen.

Den Einfall hierzu hatte einmal mehr der für sensationelle Eskapaden berühmt-berüchtigte Dresdener Zirkusdirektor Hans Stosch-Sarrasani sen. (1872 Lomnitz – 1934 São Paulo) gehabt, der auf den Spuren Buffalo Bills schon vor dem Krieg

(1912–14) mit Show-Indianern der Gebrüder Miller (Oklahoma) durch die Lande gezogen war. Freilich soll er laut Patty Frank von Indianern so viel verstanden haben „wie die Kuh vom Foxtrott“.[7] Begleiter dieser ersten Indianertruppe Sarrasanis unter dem Chief Edward Two-Two (er starb 1914 während der Tour in Essen und wurde auf seinen Wunsch in Dresden begraben) war damals der frühere Cowboy Clarence O. Shoultz gewesen, der nach dem Krieg auf eigene Faust ›Rothäute‹ aus den Reservationen (meist aus der Pine Ridge Reservation) holte und Ende 1925 auch eine zweite Truppe Sioux zu Sarrasani brachte. In den Weihnachtstagen gastierte sie in London, Anfang 1926 landete sie unter großem Aufsehen in Bremerhaven. Nur zum Teil handelte es sich um „gute Schau-Indianer“; wie sich Sarrasanis Pressechef, der Journalist und Schriftsteller August Heinrich Kober, erinnerte, mußte man erst beschaffen, „was nach Karl May zu einem richtigen Indianer gehört, also: Federschmuck, Perlstickereien, Lederhosen, Tomahawks, Pfeil und Bogen, Zelte, Lagerfeuer. Denn unsere Original-Rothäute hatten keine Ahnung von alledem, sie waren genauso harmlos und unromantisch wie jeder andere Amerikaner. Wenn sie nun endlich da waren, hießen sie in ihren Pässen Mr. Smith oder Brown oder Miller, und wir gaben ihnen erstmal echte Indianernamen. Den, der am ältesten aussah, machten wir zum Häuptling ›White Eagle‹ oder ›Big Snake‹ oder ›Black Horse‹. Er mußte mindestens 80 Jahre alt sein, und sein 80. oder 90. Geburtstag wurde in jeder größeren Gastspielstadt feierlich begangen. An ihre Tippies […] gewöhnten sie sich bald. Aber ihnen ein indianisches Betragen beizubringen, war nicht so leicht. Die Männer mußten im Gebrauch von Pfeil und Bogen unterwiesen werden, die Squaws im Sticken bunter Perlmuster, und den Kindern mußte man abgewöhnen, immer an unseren Autos herumzuspielen, anstatt primitives Familienleben mitzumachen.“[8] Die so ausstaffierten und gedrillten „Original-Rothäute“ wurden neben den Elefanten rasch zur Hauptattraktion des Zirkus Sarrasani, die man auf unterschiedlichste Weise zu Reklamezwecken einsetzte: „Da feierte man tatsächlich mehrfach ein und denselben Geburtstag, schraubte das Alter herauf, ließ die Indianer die wildesten Geschichten erzählen, animierte sie, Briefe zu schreiben, in denen sie ihr von den Weißen geraubtes Land zurückforderten (die natürlich der Presse übergeben, jedoch nicht abgesandt wurden), veranstaltete Stadtparaden und Ausfahrten beispielsweise mit ›Hanomag-Automobilen‹, arrangierte aufwendige Totenehrungen für Karl May[9] und Two-Two, nutzte die Beerdigung der Indianerin Ghost Bear am 27. September 1926 in Essen zu einem riesigen Trauermarsch aller Artisten und Angestellten“[10] – und mißbrauchte so noch die Toten zur Reklame.

---

7 Wolfgang Seifert: Patty Frank. Der Zirkus. Die Indianer. Das Karl-May-Museum. Auf den Spuren eines ungewöhnlichen Lebens. Bamberg, Radebeul 1998, S. 129.

8 A. H. Kober: Ich wanderte mit dem Zirkus. Frankfurt a. M. 1958; zit. nach Ernst Günther: Sarrasani wie er wirklich war. Berlin 1984, S. 68f. Kober datiert seine Schilderung auf die Vorkriegszeit, doch dürfte sie nach Günthers Ansicht (S. 69 u. 72) eher auf Sarrasanis zweite Indianertruppe zutreffen.

9 Zur ›Totenehrung‹ Karl Mays kam es erstmals im Januar 1928 mit einer dritten Sioux-Truppe unter dem Häuptling Big Snake (Susetscha Tanka).

10 Günther, wie Anm. 8, S. 72.

Im Dresdener Kuppelzirkus Sarrasanis am Carolaplatz, dem seinerzeit größten und schönsten Zirkusbau Europas, traten die Sioux unter ihrem alten Häuptling Black Horn (auch: Black Corn) von Februar 1926 an drei Monate lang auf und lösten unter den biederen Sachsen eine regelrechte Indianereuphorie aus; von der Presse wurden sie gefeiert als „herrlich gewachsene Gestalten aus Lederstrumpfs Reich“, als „die einzigen echten Indianer, die zur Zeit außerhalb Amerikas leben“: „Häuptling der Truppe ist Black Horn, ein rüstiger Greis von 97 Jahren, ihn begleiten seine Krieger und Nachkommen, bis hinab zu entzückenden Indianerbabys“.[11] Die pompösen Umzüge dieser vielköpfigen Truppe, wie auch die feierliche Einweihung von Two-Twos Grabstein auf dem katholischen Friedhof, wurden für die Dresdener Bevölkerung, besonders für die Jugend, zu wahren Volksfesten, und natürlich waren die Vorstellungen im Zirkus nach solchen Aktionen stets ausverkauft.
Für eine besonders effektive Reklame hielt Sarrasani (der sich als echtes Werbegenie auch nicht scheute, seine Indianer ab und an Nachtlokale zerlegen zu lassen) offenbar offizielle Empfänge seiner malerischen ›Rothäute‹ durch die seriösen Oberbürgermeister der großen Städte, in denen er gastierte. Da solche Veranstaltungen umgekehrt auch die Popularität der Politiker förderten, gelang es ihm sogar, nicht zuletzt dank der Unterstützung des Dresdener Generalkonsuls der Vereinigten Staaten Arminius T. Haeberle, den Oberbürgermeister von Dresden, Dr. Bernhard Blüher (1864 Freiberg – 1938 Dresden)[12], dazu zu bringen, die Sioux-Truppe um Black Horn am 12. Februar 1926 im Neuen Rathaus zu empfangen. Black Horn überbrachte dem „Oberhaupt der Stadt Dresden“ eine „Botschaft des Friedens und der Freundschaft“ (die natürlich im Pressebüro Sarrasanis ausgearbeitet war) und überreichte ihm als Gastgeschenke, die später im Stadtmuseum ausgestellt wurden, eine Friedenspfeife aus rotem Catlinit

Bernhard Blüher (Gemälde von Rober Stertl)

11 Radebeuler Tageblatt vom 4. und 10.2.1926; zit. nach Lothar Dräger, Rolf Krusche, Klaus Hoffmann: Indianer Nordamerikas. Ausstellung im Blockhaus „Villa Bärenfett“ des Karl-May-Museums. Radebeul 1992, S. 111.

12 Bernhard Blüher, ab 1899 als Bürgermeister in Freiberg, seit 1909 am Sächsischen Oberverwaltungsgericht Dresden tätig, war von 1915 bis 1931 Oberbürgermeister von Dresden und setzte sich u. a. engagiert für den Bau des Deutschen Hygiene-Museums ein. In Dresden erinnern heute der Blüherpark (zwischen Bürgerwiese und Hygiene-Museum) und die angrenzende Blüherstraße an ihn.

und einen hirschledernen Tabakbeutel; Blüher dankte in nicht weniger blühender Rede und begrüßte im Häuptling der Sioux „einen Vertreter der Indianerstämme“, „an deren Taten die deutsche Jugend sich seit jeher begeistert hat“ – zweifellos auch im Gedanken an den toten Karl May im nahen Radebeul, aber wie so manch anderer ohne eine Ahnung davon, daß gerade die Sioux nicht eben zu den Freunden Old Shatterhands gehört hatten. Fotos wurden geschossen und in der Presse ganz Deutschlands wurde über das aufsehenerregende Treffen zwischen dem roten und dem weißen Häuptling berichtet. Der ›Dresdner Anzeiger‹ brachte noch am selben Tag (Nr. 73, S. 3) den hier im Faksimile wiedergegebenen, besonders aufschlußreichen Artikel.
Aus den Akten der Hauptkanzlei des Rates zu Dresden kann man weiter entnehmen, daß Sarrasani kurz vor dem Empfang in der Kanzlei 200 Freikarten „zur Verteilung an Beamte des Rathauses“ übergeben ließ und danach noch höchst pressewirksam sage und schreibe 2600 Waisenkinder zu einer Vorstellung einlud. Die Dokumente verraten freilich auch, daß keineswegs alle Vertreter der Stadt mit dem Indianerspektakel einverstanden waren und es einige daher vorzogen, dem offenkundigen Werberummel fernzubleiben; so teilte der Stadtverordnetenvorsteher Dr. Zetzsche dem Oberbürgermeister am 8. Februar mit: „In der heutigen Vorstandssitzung wurde [...] mit Mehrheit beschlossen, daß sich der Vorstand nicht an dem Empfange beteiligen soll.“[13]
Nicht ganz glücklich mit der Veranstaltung, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, waren auch einige Bürger von Radebeul. „Unser Vater hat gesagt, Herr Direktor Sarrasani wäre ein Radebeuler wie wir“, schrieben etwa zwei Jungen dem ›Radebeuler Tageblatt‹ (tatsächlich hatte Sarrasani seit 1901 seinen festen Wohnsitz in Radebeul, Gartenstraße 54). „Warum hat er seinen Umzug nicht bis nach Radebeul gemacht?“ Und der Redakteur ergänzte: „So erfreulich das [...] ist, so vermisse ich doch, daß die Aufmerksamkeit der Sioux-Indianer nicht auf die Witwe ihres alten Freundes Old Shatterhand (Karl May) gelenkt worden ist, die sich darüber sicher gefreut hätte! Der Besuch würde auch ein Ereignis für unsere Lößnitz sein!“[14] Sarrasanis Pressechef aber mußte bedauern: „Wir waren nicht in der Lage, die Indianer für einen weiteren Umzug nach Radebeul in Anspruch zu nehmen. Die Indianer sind voll beschäftigt gewesen zu Proben für das Schaustück ›Wild-West‹, die täglich über acht Stunden in Anspruch nahmen.“[15] Black Horn reiste nach dem Dresdener Gastspiel noch bis Frühjahr 1927 mit Sarrasani kreuz und quer durch Deutschland, ohne nach Radebeul zu kommen. Zum Abschied wünschte er den Deutschen „das Korn ihres Ackers, das Wild ihrer Wälder, das Gold ihres Bodens und – die Skalpe aller ihrer Feinde“.[16] Die Radebeuler aber mußten sich noch ein weiteres Jahr gedulden, ehe auch sie von den Traumfiguren Karl Mays heimgesucht wurden.
Einer der mehreren Presseberichte, und jedenfalls ein Foto vom Empfang, muß auch Rudolf Schlichter unter die Augen gekommen sein (wenn man nicht annehmen will, daß er selbst in Dresden war) und regte ihn zu seiner Karikatur an, die

13 Vgl. Günther, wie Anm. 8, S. 73.
14 Radebeuler Tageblatt vom 27.2.1926; zit. nach Dräger u. a., wie Anm. 11, S. 111.
15 Radebeuler Tageblatt vom 18.3.1926; zit. nach ebd.
16 General-Anzeiger, Kötzschenbroda, vom 15.2.1927; zit. nach ebd., S. 112.

mit leiser Ironie die infantile Anbiederung der Stadtoberen und besonders Dr. Blühers verspottet, zugleich aber auf bemerkenswerte Weise in der Darstellung Black Horns und der anderen Indianer auf den ikonographischen Stil eines Carl Lindeberg und damit auf Karl May verweist.[17] Das Schampusprosten und das gemeinsame Rauchen der Friedenspfeife dürften Schlichters Bildeinfälle gewesen sein; mehr noch geht die (wohl nicht von ihm stammende) Legende und deren vermeintliche Pointe an der ohnedies skurrilen Realität vorbei, so hübsch die Idee an sich auch ist, dem sächselnden Blüher durch einen sächselnden Sioux Bescheid zu geben, er solle nicht so viel „Mährde" (in etwa: nicht so viel Aufsehen) machen und dabei noch das Namensspiel „verbliehn" einzubringen: War Black Horn womöglich auch kein ›waschechter‹ Sioux-Häuptling, so war er doch jedenfalls auch kein verkleideter Sachse, wie so manch anderer Sarrasani-Indianer[18], und hielt seine Ansprache sogar „in seiner Muttersprache".

Der alte Karl May, das darf als sicher gelten, wenn man an seine Kontroverse mit dem Zirkus-Indianer Brant-Sero denkt[19], hätte am Dresdener Sioux-Empfang 1926 ebenso wenig seine Freude gehabt wie an den ähnlich spektakulären ›Indianerhuldigungen‹ an seinem Grab am 17. Januar 1928 durch Big Snake[20] und am 18. Juni 1929 durch White Horse Eagle oder gar an den heutigen Indianereien in Bad Segeberg, Elspe oder Radebeul (bei denen sich Politiker wie ehedem gern mit fremden Federhauben schmücken). Für Rudolf Schlichter aber war das merkwürdige Ereignis nicht nur Anlaß, sich noch einmal seiner ihn einst begeisternden Jugendlektüre zu erinnern, es bewegte ihn auch zur Korrektur des realen Wahnwitzes: In seiner Zeichnung gibt er den Indianern eben jene stoische Würde zurück, um die sie als Zirkusschauobjekte beraubt waren, und liefert allein die sächsischen Politiker dem verdienten Spott aus.

Für freundliche Unterstützung danke ich Gregor Ackermann (Aachen), Joachim Biermann (Lingen), Ernst Günther, Hans-Jürgen Sarfert und Hans-Dieter Steinmetz (alle Dresden).

---

17 Ein Gegenbeispiel, das zugleich anzeigt, welche überregionale Beachtung der Dresdener Empfang Black Horns durch Blüher fand, ist eine Karikaturenfolge ›Sioux-Indianer in Dresden‹ von Thomas Theodor Heine (1867–1948) im Münchener ›Simplizissimus‹ (30. Jg. 1926, S. 711; wieder abgedruckt in SoKMG 8/1977, S. 46–48), in der die Indianer genauso dem Spott verfallen wie die Stadthonoratioren; bemerkenswerterweise läßt Heine das „völkerversöhnende Ereignis" wie selbstverständlich mit einer „Kranzniederlegung am Grabe des großen Sachsen Karl May" enden und antizipiert so die ›Indianerhuldigung‹ von 1928.

18 Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß nach der Erinnerung Johannes Hüttners der Auftritt des „alten, aber rüstigen Häuptlings Black Corn" und seiner Truppe in Dresden den Anstoß dafür gab, daß sich „einige junge Menschen" zusammenfanden, „die sich für Indianer interessierten und begeisterten"; 1930 sollten sie den legendären Indianerclub ›Old Manitou‹ gründen. Vgl. Seifert, wie Anm. 7, S. 170.

19 Vgl. Karl May: *Herr Rudolf Lebius, sein Syphilisblatt und sein Indianer*. In: JbKMG 1979, S. 314–320.

20 Vgl. Die Indianerhuldigung in Radebeul. In: KMJb 1929, S. 7-33; außerdem Dräger u. a., wie Anm. 11, S. 112f. und Dieter Sudhoff: Winnetou und Winder. In: M-KMG 71/ 1987, S. 29–32.

Der Sioux-Häuptling beim Oberbürgermeister

Der selige Ben Akiba ist doch endlich mal Lügen gestraft worden. Oder hat je schon einmal der Oberbürgermeister von Dresden im Neuen Rathause einen Indianerhäuptling empfangen? Und dazu das Gewimmel zur Mittagsstunde auf den Hauptstraßen der Stadt!

Kurz nach 12 Uhr setzte sich der Zug mit Black Corn, dem großen Siouxhäuptling, vom Zirkus Sarrasani aus in Bewegung. Vornweg eine argentinische Kapelle mit schmetternden Klängen, dann das Sternenbanner, dahinter auf prächtigen Pferden der Überbringer der Friedenswünsche und Direktor Stosch-Sarrasani nebst den übrigen Siouxindianern, auf Wagen Wigwams mit Indianerfrauen und Blockhäuser, hierauf die argentinische und die brasilianische Fahne und viel Cowboys und Cowgirls.

So gings über die Augustusbrücke nach dem Postplatz und weiter bis zum Wiener Platz und von dort durch die Prager Straße nach dem Neuen Rathause. Die Menschen standen wie die Mauern und die Kino-Operateure und Photographen erklommen Fenstersimse, requirierten die Leitern von Fensterreinigern, kletterten auf die Dächer der Autobusse. Es gab groteske Momentbilder! Am tollsten war der Andrang am Rathausplatz; wahre Wagenburgen von Autos und allen möglichen Gefährten und Tausende von Menschen!

Im Roten Zimmer des Neuen Rathauses empfing Oberbürgermeister Blüher in Gegenwart von Bürgermeister Nitzsche und Stadtrat Köppen, des amerikanischen Konsuls Steger und des argentinischen Vizekonsuls Alfredo Kaden die indianische Gesandtschaft. Hoch aufgerichtet ging Black Corn auf die Vertreter der Stadt Dresden zu und führte in seiner Muttersprache etwa folgendes aus:

Der freie Häuptling des Stammes der Sioux-Indianer Black Corn begrüßt Herrn Blüher, das Oberhaupt der Stadt Dresden. Als Schwarzes Horn die Fahrt über das Wasser vorbereitete, erhielt er von den beratenden Männern in Washington das Mandat, selbst hinzugehen zu den Männern des deutschen Volkes und ein Händeschütteln zu überbringen, wohin er auch kommt. Schwarzes Horn bringt die Botschaft des Friedens und der Freundschaft von den roten und weißen Brüdern im anderen Lande. Das Beil des Krieges ist seit langen Zeiten begraben, und der große Geist wolle, daß es im Boden ruht. Schwarzes Horn und seine Genossen sind hier als Gäste ihres Freundes Stosch, bei dem einzelne von ihnen bereits vor dem schrecklichen großen Orkane gewesen sind. Black Corns Vorgänger, der Sioux-Häuptling Two-Two, liegt in Dresden begraben. Wir wollen Freunde sein von allen Menschen in Dresden, Black Corn will in Frieden leben mit dem großen Häuptling dieser Stadt.

Hierauf überreichte der Siouxhäuptling eine Friedenspfeife mit Tabaksbeutel an Oberbürgermeister Blüher. Ein jüngerer Siouxindianer übersetzte die Worte des Häuptlings ins Englische und Oberstleutnant Herrold gab die Worte auf Deutsch wieder. Dann erwiderte Oberbürgermeister Blüher mit folgenden Dankesworten:

Das Haupt der Stadt Dresden dankt dem großen und ehrwürdigen Häuptling der Sioux-Indianer für die gute und freundschaftliche Botschaft, die er von den roten und weißen Brüdern jenseit des großen Wassers überbracht hat und nimmt als Zeichen der Freundschaft gern die ihm dargebotene Friedenspfeife an. Das Haupt der Stadt Dresden erwidert den Händedruck der Männer in Washington und hofft, daß künftig dauernd Freundschaft zwischen den großen Nationen Nordamerikas und Deutschlands herrschen wird. Die Deutschen freuen sich, in dem großen und ehrwürdigen Häuptling der Sioux-Indianer einen Vertreter der Indianerstämme zu sehen, an deren Taten die deutsche Jugend sich seit jeher begeistert hat. Sie wünschen, daß es Black Corn und seinen indianischen Genossen in Deutschland und in Dresden wohlgefalle.

Hierauf trat der argentinische Militärmusikmeister Cäsare Sesso vor und überbrachte die besten Wünsche der Argentinier. Oberbürgermeister Blüher dankte herzlich für die liebenswürdigen Worte und vor allem für die Beweise der Freundschaft Argentiniens während des Krieges. Er hoffe, daß es den Argentiniern in Dresden gut gefallen möge und daß oft Vertreter dieser Nation in der Hauptstadt Sachsens Einkehr halten möchten!

Nach kurzem Gespräche verabschiedeten sich die Gäste und kehrten über den Friedrichsring, Pirnaischen Platz und Carolabrücke nach dem Zirkus Sarrasani zurück.

Dresdner Anzeiger, 12.2.1926

Die Fundstelle (3)

notiert von Erwin Müller

Vor seinem 80. Geburtstag hat der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki Rückschau gehalten und unter dem Titel ›Mein Leben‹ seine Autobiographie veröffentlicht. Dieses höchst lesenswerte 566-Seiten-Buch des viel gerühmten und oft gescholtenen ›Literaturpapstes‹ ist Lebens- und Literaturgeschichte in einem und wurde rasch zum Besteller. Das Personenregister von Ilse Aichinger bis Stefan Zweig liest sich geradezu wie ein ›Who's who?‹ der Weltliteratur, in dem natürlich auch Karl May nicht fehlen darf. Da sich Reich-Ranicki recht ausführlich über unseren Autor äußert, werden die entsprechenden Passagen in vier Teilen dokumentiert; der erste Abschnitt handelt von seiner frühen Lektüre.

„[…] Ferner las ich, respektvoll und doch ein wenig gelangweilt, Coopers ›Lederstrumpf‹-Romane. Eine Weile lang regten auch mich die Bücher jenes deutschen Autors auf, der sich nicht genierte, die billigsten Mittel zu verwenden, der vor keinen Primitivismen, vor keinen Sentimentalitäten zurückschreckte und der dennoch ein beachtlicher, ein erstaunlicher Erzähler war – ich meine Karl May.

Allerdings wollte ich nach der Lektüre einiger dieser grünen Bände nichts mehr von ihm wissen – vielleicht deshalb, weil sein Held, Old Shatterhand, mir doch zu stark und mutig war und überdies auf gar zu vorbildliche Weise selbstlos. Mehr noch: Er war, was uns Berliner Schülern besonders verächtlich vorkam – ein unerträglicher Wichtigtuer, ein ganz großer Angeber.

»Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen« – diese Verse des inzwischen vergessenen Emanuel Geibel kannte ich damals bestimmt nicht. Aber es ging mir schon auf die Nerven, daß es immer ein Deutscher war, der in Karl Mays Romanen die Bedrängten heldenhaft rettete und die Bösewichter behandelte, wie sie es verdienten, der für Ordnung und Gerechtigkeit sorgte – wenn nicht mit der bloßen, mit der eisernen Faust, dann doch mit einer ungewöhnlichen Waffe, einer wahren Wunderwaffe."

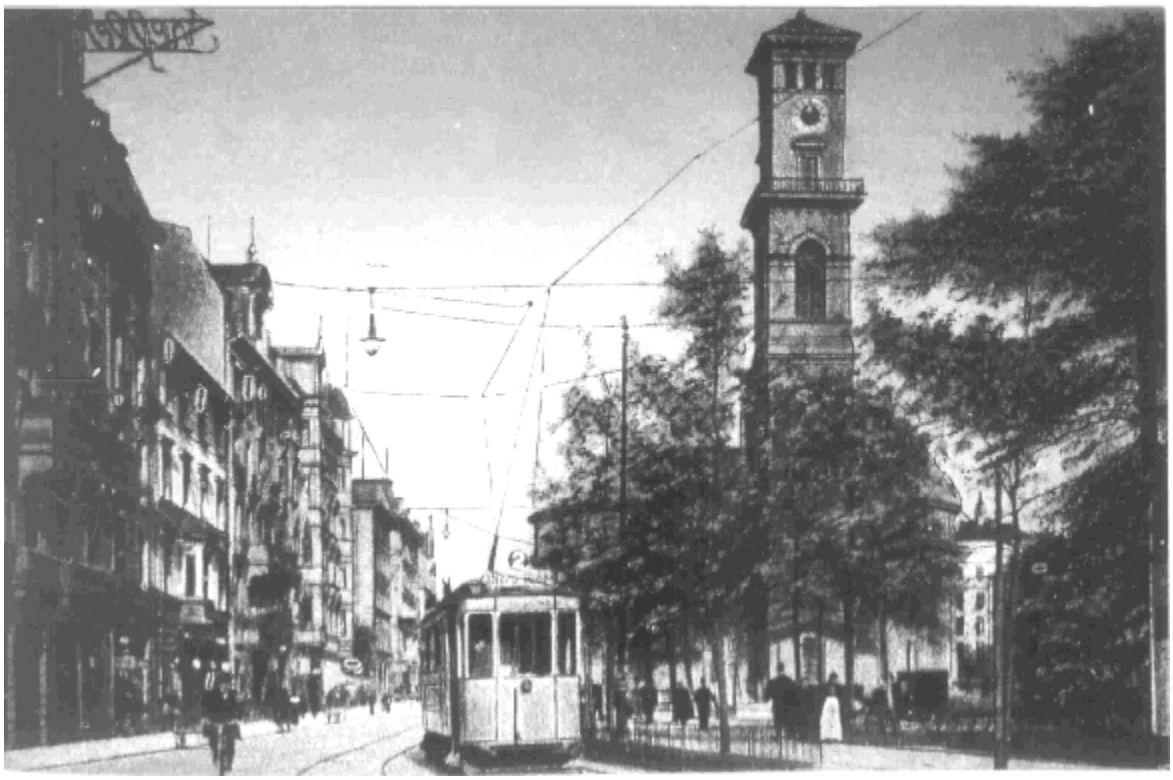
Quelle: Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben. 12. durchgesehene Auflage, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München 2000

Unser Schweizer Mitglied Willi Olbrich weist uns auf eine Schweizer Familie namens May hin. Es handelt sich um eine einflußreiche Patrizierfamilie, die auf Schloß Rued im Kanton Aargau residierte. Einer der Schloßherren war Karl Mays Beinahe-Namensvetter Karl Friedrich Rudolf May (1768–1846). Der letzte männliche Sproß der Familie starb 1883; mit ihm erlosch der Name dieser Schweizer Familie May. (**jb**)

Herbert Wieser

Noch einmal: Hotel Trefler

Wilhelm Brauneder hat das von mir in M-KMG 124 wiedergegebene Foto vom Hotel Trefler in der Münchner Sonnenstraße noch einmal aus einer anderen Quelle gebracht, zusammen mit einem Vergleichsfoto, das die heutige Sonnenstraße zeigt. Über die tatsächliche Breite der Sonnenstraße informiert aber nicht dieses Vergleichsbild, wie er dazu schreibt, denn es umfaßt nur den südwärts führenden Straßenzug und die Gleisanlagen der Straßenbahn, nicht aber die nordwärts führende Straße rechts von den Grünanlagen bei den Ampeln. Im Gegensatz zur Behauptung in Brauneders Quelle (Straßenbahn international 1976/3) „Hier hat sich in 70 Jahren praktisch nichts geändert“ hat sich hier aber sehr wohl etwas geändert: Die Sonnenstraße wurde gegen Ende des Weltkriegs fast vollständig zerbombt und in den Nachkriegsjahren beinahe in voller Länge neu bebaut. Ob sich dabei der Abstand zwischen den Häuserfronten verändert hat, vermag ich nicht zu sagen.
Jedoch ist darüber hinsichtlich der Stelle des Hotels Trefler eine Aussage möglich. Schräg gegenüber stand damals nämlich mitten im Straßenzug die alte Kirche St. Matthäus, die kurz vor Ausbruch des Krieges wegen des geplanten Baues der unterirdischen S-Bahn abgerissen worden ist (die neue Matthäus-Kirche steht seit den 50er Jahren beim Sendlinger-Tor-Platz, dem Südende der Sonnenstraße). Auf dem beigefügten Foto ist sie rechts zu sehen, während ganz links das Hotel Trefler und an der linken oberen Bildecke der Ausleger mit dem (seitenverkehrten) Schriftzug „Trefler“ zu erkennen ist. Es war an dieser Stelle also tatsächlich nicht mehr Platz, als aus Karl Mays Behauptung zu schließen war.



Das Foto stammt ebenfalls aus dem Buch ›Bilder von der Münchner Trambahn‹ von Reindl/Stiletto.

Martin Lowsky

Karl May auf englisch – an verborgener Stelle

> I am so tired, like autumn trees
> am heavy now and would be gone.
> The leaves are falling at their ease:
> how long, oh Lord, must I go on?
> I am mere grass, not timber fine,
> and yet my grain I've yielded, too;
> and if the sun forgot to shine,
> I grew in gratitude for you. (229)

So lautet die erste Strophe von Karl Mays Gedicht *Im Alter* (*Ich bin so müd, so herbstesschwer*) in der englischen Übersetzung von John E. Woods. Vollständig ist das Gedicht nachzulesen in einem Essay-Band, der neben anderem auch die bekannte poetische Stelle aus Mays *Silbernem Löwen* enthält, die Legende vom *Roß der Himmelsphantasie*: "It was the steed of heavenly fantasy, / the faithful mount with black and sparkling mane", bis hin zu: "produced impressive swarms of fiery sparks / that from the magic horse's trappings leapt / across to light the poet's streaming locks / and crackling sprayed across the universe." (246f.) Oder das Gedicht von der Geisterschmiede ("Spirit Smithy"): "each thought, emotion, everything you are / is martyred, tortured, burned to white-hot fire" (210f.)
Ja, es ist ein Essay-Band, in den wir blicken, und die Zitate lassen ahnen, welch anderer Autor sich hier verbirgt. Es ist Arno Schmidt. John E. Woods, der seit längerem ausgewiesene Übersetzer Arno Schmidts ins Englische, hat eine Auswahl der Schmidtschen Funkessays übertragen:

> Arno Schmidt: Radio Dialogs I. Translated from the German and with an Introduction by John E. Woods. Green Integer: København/Los Angeles 1999 (ISBN 1-892295-01-6). 380 S.

Es sind die in den Jahren 1955 bis 1961 erstmals gesendeten Essays über Brockes, Wieland, Tieck, die Schwestern Brontë, Joyce' ›Finnegans Wake‹ und eben May. Grundlage für Woods war die Werkgruppe II der ›Bargfelder Ausgabe‹ der Werke Schmidts; speziell die Arbeit über May (›Abu Kital. Vom neuen Großmystiker‹) ist enthalten im 2. Band. Bei Woods findet sich ›Abu Kital or Concerning the new Grand Mystic‹ auf S. 209–260.
Woods hat mit mustergültiger Sorgfalt gearbeitet, und es ist sehr erfreulich, daß damit einer der wichtigsten Texte der May-Rezeption nun auch im englischen Sprachraum vorliegt. Aber auch wer bei uns einigermaßen englisch versteht, sollte sich Woods' Edition einmal vornehmen, um die unter Kennern so bekannte und oft zitierte Analyse des Mayschen Alterswerkes mit neu sensibilisiertem Blick zu lesen. Da springen ins Auge May, "the last in the chain of our literature's Grand Mystics" (260), May, welcher "luxuriates in naked, flowering mysticism" (214), der junge May, "this cellar-sprout of a tot" (219; wir erinnern uns: „der Kellerkeim von Junge"), aber auch May mit seinen "rough, hasty inventions from Arabia or the

Wild West" (223f.). Die zwei von Schmidt gerühmten Romane des späten May heißen bei Woods: *In the Realm of the Silver Lion* und *Ardistan and Jinnistan.*
Für die May-Leser sind natürlich die Passagen verlockend, in denen Schmidt ausführlich May zitiert und die also den Schmidt-Übersetzer Woods auch zu einem May-Übersetzer gemacht haben. Wir haben eingangs Proben gegeben. Zu nennen sind vor allem noch die Beschreibung des grausigen Pseudo-Paradieses mit dem ›Seil der Konfessionen‹ (S. 248f.) oder der Anblick der Armee von Ussulistan (S. 255–257).
Ich bin kein Kenner des Englischen, meine aber zu sehen, daß Woods mit seiner Wortwahl originelle Akzente setzt. Wenn er Schmidts Wort vom „uralt-riesigen Bauwerk" wiedergibt mit: "an ancient-gigantic edifice" (239), oder wenn er den „Prozeß der Lebenden und der Toten" in der verlassenen Stadt übersetzt als: "the Judgment of the Quick and the Dead" (213), so benutzt er in einen altmodischen oder altehrwürdigen Wortschatz, der gut zu der zeitenfernen Stimmung in Mays Alterswerk paßt. Wohlgemerkt, alles ist Woods' eigene Arbeit. Auch in den wenigen Fällen, wo er auf bereits übersetzte May-Texte hätte zurückgreifen können (*Ardistan und Dschinnistan* ist in einer gekürzten Fassung 1977 in New York herausgekommen), hat er es nicht getan.
Der Amerikaner John E. Woods hat in Deutschland Germanistik und Theologie studiert. Er ist schon oft als Übersetzer hervorgetreten, und wer ihn einmal in einer Lesung seiner Schmidt-Übersetzungen erlebt hat, weiß, wie sehr er diesen Autor liebt. Zu dem vorliegenden Band hat er ein Vorwort beigesteuert, in dem er Schmidts Leidenschaft für das geschriebene Wort betont. Natürlich lohnt es nicht nur im Falle May, sich in diesen Band zu vertiefen und als intellektuelles Spiel sozusagen Schmidt in der Fremdsprache zu erleben. Man achte etwa auf Schmidts furioses Lob über Wieland ("A sparkling intellect, which sometimes uses insolent verbal bowling-balls to knock over stilted ideals", 91) oder auf die Kritik an Goethe, weil er die Großstadt nicht mochte: "great cities represent the inevitably onrushing form of human settlement" (124). Die entsprechenden Stellen im Schmidtschen Original lauten: „Ein blitzender Intellekt, der mit verwegen geballten Worten manchmal steife Ideale umkegelt" und: „daß die Großstadt die unvermeidlich kommende Siedlungsform der menschlichen Gesellschaft darstellt". Man sieht, wie Woods den Variationsreichtum und die Kompaktheit der Schmidtschen Sprache zu bewahren versteht.
Ein zweiter Band mit Funkessays von Arno Schmidt ist schon angekündigt. John E. Woods, wir warten auf sein Erscheinen!

Ulrich von Thüna

Karl May in New York City

Pressestimmen sollten stets registriert werden und dies geschieht ja auch, aber auf den Ort der Veröffentlichung sollte man schon achten. Denn auf die Platzierung kommt es an, und es macht schon einen Unterschied, ob ein Artikel in der FAZ oder im Buxtehuder Kreisblatt erscheint.

Deshalb verdient ein Aufsatz in der angesehensten amerikanischen Literaturzeitschrift, der vom intellektuellen Amerika gelesenen ›New York Review of Books‹, besondere Aufmerksamkeit. In der Ausgabe vom 2. November 2000 ist dort eine Besprechung von zwei Büchern über Zane Grey unter dem Titel ›Pulpmaster‹ erschienen, in der der Rezensent Larry McMurty einen anderen Großen des Pulp-Geschäfts, Frederick Faust alias Max Brand, erwähnt und dann fortfährt: „Nur wenige Unterhaltungsschriftsteller wie Zane Grey sind dem unmittelbaren Vergessen entgangen. Dies ist auch, vielleicht am stärksten, dem deutschen Schriftsteller Karl May widerfahren.“ McMurty kennt sich offenbar aus, erwähnt Figuren wie Old Shatterhand und Winnetou bis hin zu Old Wabble und lässt natürlich nicht unerwähnt, dass Karl May in seiner Jugend ein “petty criminal” war und später nach seinen Erfolgen bei ihm der “faker” herausgekommen sei und May sich als Westmann oder als Kara Ben Nemsi verkleidet habe und behauptet habe, er spreche alle möglichen Sprachen. „Karl Mays Western gehören zu den dümmlichsten in diesem weiten Genre, was schon eine Menge aussagt, und doch gibt es eine wissenschaftliche Zeitschrift, die ihm gewidmet ist (Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft), und ein jährliches Festival zu seinen Ehren in Bad Segeberg“. Weiter wird auf den ›Spiegel‹ verwiesen, der ihm unter Deutschlands Schriftstellern den größten Einfluss zwischen Goethe und Thomas Mann zugesprochen habe, und als Fans werden Albert Schweitzer, Einstein und Hitler genannt. Er spricht von Mays verrückten, quasi wagnerianischen Erzählungen aus dem amerikanischen Westen, aber erwähnt auch Hesse, der gesagt habe, dass Mays Werk zu einer Art von Literatur gehöre, die unentbehrlich sei und ewig.

Nach einer kurzen Erwähnung von Zuckmayers Tochter Winnetou verlässt dann unser Rezensent „Wotans Söhne“ und wendet sich Zane Grey zu und seinem Biographen Stephen May. (Wobei er zu Recht vermutet, dass keine Verwandtschaft mit Karl besteht.) Man sieht, dass in New York City, wo die intellektuelle Meinung gemacht wird, zwar Kennerschaft, aber nicht gerade Differenzierung zu Hause ist. Trotz Lubbock …

Anmerkung der Redaktion. Eine mögliche Erklärung für die in der von Ulrich von Thüna vorgestellten Rezension erkennbare negative Beurteilung Karl Mays ergibt sich, wenn man sich fragt, welche englischsprachige Sekundärliteratur zu May dem Rezensenten in den USA zur Verfügung gestanden haben mag. Vielleicht hat er seine Kenntnisse aus der neuesten Veröffentlichung von Jeffrey L. Sammons: ›Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America‹ (Chapel Hill, London 1998), der ebenfalls zu einem vergleichbar negativen Urteil über May kommt (vgl. Helmut Schmiedts Rezension in JbKMG 2000, S. 316f.). – **jb**

Wir lasen für Sie:

Andreas Graf: Hedwig Courths-Mahler. München 2000 (= dtv portrait 31035), ISBN 3-423-31035-9

> „Sie ist die erste deutsche Erfolgsschriftstellerin und bis heute die meist übersetzte deutsche Autorin: Hedwig Courths-Mahler. Nach einer ärmlichen Kindheit auf dem Land kommt sie mit 14 Jahren nach Leipzig […] Mit ihren leichten Unterhaltungsromanen hat sie besonders bei Frauen immer mehr Erfolg“ (Pressemitteilung des Verlages).

> „Das Leben der ersten deutschen Erfolgsschriftstellerin verlief wie einer ihrer Romane“ (Rückentext).

Andreas Graf hat sich der Mühe unterzogen, die Biographie von Hedwig Courths-Mahler zu erhellen – ein schwieriges Unterfangen, denn die Quellenlage ist vergleichsweise schlecht. Dem Karl-May-Kenner drängen sich dabei durchaus Parallelen auf: korrumpierte Textausgaben (im Unterschied zu May jedoch im eigenen Familienbetrieb mit ihren beiden Töchtern ständig überarbeitet und aus Versatzstücken neu zusammengefügt), verschwundene Dokumente und der Hang der Autorin, das eigene Leben schönzureden. Auch im Falle von Hedwig Courths-Mahler ist es eine Mutter, die eine bedeutende Rolle bei der Persönlichkeitsentwicklung spielt. Hinzu kommt bei der Verwirklichung des Traumes, Schriftstellerin zu werden, ein für die Zeit um 1900 typische Schwierigkeit: die Emanzipation von der Familie, die dem Vorhaben sehr kritisch gegenübersteht.
Graf schließt den Vergleich mit Karl May explizit:

> „Hedwig Courths-Mahlers Erfolg beruht vermutlich nicht zuletzt auf der anti- bzw. nichtfreudianischen Oberfläche ihrer Werke. Die meisten Menschen unseres therapeutischen Zeitalters haben trotz alledem keine Gelegenheit oder kein Verlangen nach einem analytischen Umgang mit der eigenen Biografie. Dennoch sehnen sie sich nach einem gelungenen Leben. Hedwig Courths-Mahler hat es vorgelebt: nach vorne zu sehen, ohne sich von den Schatten der Vergangenheit einholen zu lassen. Karl May, ein Märchenerzähler wie sie, wurde am Ende seines Lebens von den Hypotheken seiner Vergangenheit eingeholt, weil er sich, anders als Hedwig Courths-Mahler, zu spät zum Märchencharakter seiner Literatur bekannte. Er verlangte Identifikation – von sich selbst und von seinen Lesern –, doch Old Shatterhand war nicht Karl May. Hedwig Courths-Mahler betonte stets das Märchenhafte ihres Schreibens. Damit entzog sie die eigene Person immer wieder ihrer Literatur, sie lebte den Kontrast, nicht die Verschmelzung. Anders als Karl May, James Fenimore Cooper oder die Autorinnen der Backfischromane hat Hedwig Courths-Mahler nie Serienhelden oder -heldinnen geschaffen. Eine unverwechselbare Gestalt wie Winnetou, Lederstrumpf, Trotzkopf oder Nesthäkchen sucht man bei ihr vergebens. Der Reiz besteht in der Variation des Immergleichen, auch in Bezug auf die Figuren. Denn Courths-Mahler lesen ist wie Patiencen legen: Wir möchten nicht in erster Linie merkwürdige Umstände (oder Menschen) kennen lernen, sondern wir wollen, dass das Spiel möglichst glatt aufgeht. Keine Karte soll übrig bleiben; die Autorin soll uns aber

auch um keine Verwicklung, die vom Schema vorgesehen ist, betrügen. Das ist weder utopisch noch reaktionär, sondern schlicht ein Spiel.“ (S. 147)

Autorenbiographien stehen bekanntlich in dem Ruf, nicht unbedingt eine Leselust zu produzieren. Andreas Graf ist das Kunststück geglückt: er macht neugierig auf die ›echte‹ Courths-Mahler. Allerdings sollten wir diese nicht in den Heftchen-Romanen der Nachkriegszeit suchen.

Gudrun Keindorf

Neues um Karl May

MAY-AUSGABEN. ›Abdahn Effendi‹, Bd. 81 der Edition des KMV (2000): sehr gute Rezension im Haigerer Kurier 28.11.00; Dresdner Neueste Nachr. 1S.12.00. – „Neu! Die unbekannten Abenteuer-Erzählungen von Karl May. Die Edition der vergriffenen, über 100 Jahre alten, illustrierten Münchmeyer-Buchfassung“: der Weltbild-Verlag (Augsburg) verramscht eine Sonderausgabe von Mays fünf Kolportageromanen. Herausgeber sind Heinrich Pleticha und Siegfried Augustin. • „Karl Mays Werke als Romanhefte“ bei Münchmeyer, Moewig und anderen Verlagen: Karl May & Co 82/Nov 00.• Der KMV Bamberg brachte 2000 für Sammler ›Zepter und Hammer‹ mit einem anderen Titelbild (Carl Lindeberg) in einer Auflage von 300 Exemplaren heraus (DM 49,80). ›Die Juweleninsel‹ soll 2001 folgen.

BÜCHER ÜBER KARL MAY. Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz, ›Karl-May-Bibliographie‹, KMV Bamberg 2000, 544 S., DM 148,-: eine der hervorragendsten Publikationen des KMV ist in der ›quadratischen‹ Sonderband-Reihe erschienen. Die mit unzähligen Abbildungen ausgestattete Bibliographie des Zeitraums 1912–1945 ist ein wahrer Schatz für Forscher und Sammler. Karl May & Co 82/Nov 00. • Eine ebenso mustergültige Publikation des KMV (1999) ist das großformatige Buch von Annelotte Range (KMG) ›Zwischen Max Klinger und Karl May – Studien zum zeichnerischen und malerischen Werk von Sascha Schneider‹. Der KMV publizierte (wohl zum letzten Mal› die Schneider’schen Deckelbilder zu einem Teil der Freiburger Edition Fehsenfelds der Bände I–XXXIII. • ›Dreißig Jahre Karl-May-Gesellschaft‹: Erich Heinemann stellte eine vollständige Neufassung seiner Chronik vor. Hansa-Verlag 2000. • Ein großes Projekt des (u.a.) Film-Experten Michael Petzel (KMG): ›Der Weg zum Silbersee‹ soll im März 2001 erscheinen. Der großformatige Prachtband (ca. 280 S., ca. 300 Fotos, DM 49,80, kommt vom Verlag Schwarzkopf & Schwarzkopf („der Band ist illustriert mit phantastischen Filmfotos, nie

gesehenen Aufnahmen von den Dreharbeiten und Bildern von den Drehorten im heutigen Zustand"; Original-Beitrag von Marie Versini). • Frederik Hetmann, ›Old Shatterhand, das bin ich‹, Verlag Beltz & Gelberg 2000, 318 S., DM 36,-. Karl May & Co 82/Nov 00; Beilage Buch-Journal 3/2000, S. 58. • Über Nachahmer und Fortschreiber: Dresdner Neueste Nachr. 15.12.00; Stern 52/00 S. 178; Karl May & Co 82/Nov 00 beleuchten Jörg Kastners ›Die Oase des Scheitans‹ und Thomas Jeiers ›Nscho-Tschi, die Häuptlingstochter‹ (beide KMV 2000). T. Jeier mag in Indianistik gut bewandert sein, im Werk Karl Mays ist er es wohl weniger. Nach obigem ›Stern‹-Artikel zitiert: „Schon mit zwölf nervte es mich, wenn Winnetou am Sterbebett seines Vaters das Ave Maria anstimmt." Sic!

KARL MAY IN BÜCHERN. Gottfried Berger, Amerika im XIX. Jahrhundert. Die Vereinigten Staaten im Spiegel zeitgenössischer deutschsprachiger Reiseliteratur (Molden-Verlag, Wien 1999). Karl May: S. 78–81. • Günter de Bruyn, Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin. Frankfurt 1992, mit dem Kapitel ›Winnetous Erben‹ S. 93–100. • Walther Ilmer (KMG) in der 47. Lieferung des ›Lexikon der Reise- und Abenteuer-Literatur‹ – ab 1950 mit 23 Kriminal- und Wildwest-Romanen, ab 1974 mit 80 Beiträgen über Karl May. • Harald Keller, Ich schau dir in den Kochtopf, Kleines! Kochen wie im Kino: über 50 Filme auf ihren kulinarischen Gehalt abgeklopft. „… wie Hannibal Lecter in ›Das Schweigen der Lämmer‹ ist man auf Menschenfleisch angewiesen. Da sollte die Bärenkeule für den Braten aus ›Winnetou I‹ immer noch leichter zu besorgen sein." Saarbrücker Ztg. 16.11.00. • Brenda Ralph Lewis, Illustrierte Geschichte der Hitlerjugend. Die verlorene Kindheit. Tosa (Wien) 2000, S. 77.

VORTRÄGE im Freundeskreis Karl May Leipzig e.V.: im Jahr 2001: 11.1.: Chr. Heermann, Karl May und die Außerirdischen. 22.2.: D. Schober, Medienarbeit für Karl May. 8.3.: E. Elbs und R. Jucker: Luzern lädt zum 16. KMG-Kongreß ein. 22.3.: Veranstaltung ›Leipzig liest‹ während der Leipziger Buchmesse mit dem KMV und W. Hermesmeier/St. Schmatz, Autoren der neuen Bibliographie. 19.4.: Karl May und seine Indianer (Indianistikklub). 23.5.: Chr. Heermann, ›Winnetou ist ein Christ!‹, Glaube als Leitthema bei Karl May. 14.6.: J. Seifert, Mein Ur…großonkel Karl May. 13.9.: P. Lindig: Jules Verne – „der französische Karl May". 11.10.: Th. Braatz, Robert Kraft – „der zweite Karl May" in Deutschland anno 2001. 15.11.: Chr. Heermann: Über Dodge City Richtung Silbersee. 10.1.2002: H. Schmidt, Spurensuche auf Karl Mays Orientreise.

AUSSTELLUNGEN. ›Karl Mays abenteuerliche Welt‹. Die Wanderausstellung (2000–2003) war bisher in Hamm, Köln und Leipzig zu sehen; nächste Termine: 26.4.-12.5.01 Bad Oeynhausen, 17.5.–2.6.01 Altenessen, 7.6.–23.6.01 Bremen, 4.10.–20.10.01 München. Mit Originalleihgaben des Museums Radebeul. • ›Old Shatterhand trifft Sissi‹: „Villa Shatterhand-remix" des Münchner Malers Jess Walter im Maximilians-Forum München (Dez. 00–Jan. 01). Abendztg. (München) 10.1.01; Münchner Merkur 5.1.01. • Ausstellung zum Überlebenskampf der Indianer in Stuttgart mit Radebeuler Leihgaben. FAZ 16.12.00.

MUSEEN. Radebeul: Saarbrücker Ztg. 14.10.00; Broschüre ›Elbe-Radweg‹. • **Hohenstein-Ernstthal:** ›Karl-May-Begegnungsstätte‹ schräg gegenüber dem Geburtshaus Mays eingerichtet. Eröffnung ist am 25.2.2001. Dresdner/Chemnitzer Morgenpost 20.12.00; Amtsblatt H.-E. 12/4.12.00; Freie Presse (Chemnitz) 13.12.00/11.1.01.

VERANSTALTUNGEN. Karl-May-Symposium im Llano Estacado: die tageszeitung (Berlin) 10.11.00. • KM-Fest Radebeul: Broschüre der Stadtverwaltung Radebeul.

RUNDFUNK. Neujahrsmatinee im SWR 4, 1.1.01: Karl Mays ›Ave Maria‹. • ›Hadschi Halef Omar‹ von ›Dschingis Khan‹ (Komponist: Ralph Siegel), Okt. 00 in SWR 4.

PRESSE. Arno Hentrich, Der Schriftsteller Karl May und Leinefelde. / Gudrun Keindorf, Karl May, die katholische Kirche und das Eichsfeld. In: Eichsfeld, Monatszeitschrift des Eichsfeldes, Heft 3/März 1999. Berichtigung des Beitrags von Hentrich durch Hartmut Kühne, Ein Buchstabe zuviel; oder: „Der Pflaumendieb" spielt nicht in Leinefelde. In: Eichsfeld, Heft 5/Mai 1999 (auch in M-KMG 122/Dez. 1999 unter dem Titel: Leinefeld ist nicht Leinefelde). • Susanne Habel, Karl May auf Kur. Bad Joachimsthal im Sommer 1911. Sudetendeutsche Ztg. (München) 22.12.00. • H. S. Ruppert, Wie katholisch war Karl May? 2 S. mit 7 Farbabbildungen im Würzburger kath. Sonntagsblatt 29.10.00 sowie in ›der pilger‹ (Kirchenztg. f. d. Bistum Speyer) 46/00. • Chr. Heermann, Ignatia für Senitza – Karl May und die Medizin. Dresdner Neueste Nachr. 8.12.00. • Chr. Heermann, Den Llano Estacado nannte May „Sahara der Vereinigten Staaten". Zur Winnetour. Leipziger Volksztg. 24.11.00. • J. Düchting, Yezidi. In der Reihe ›Religionszugehörigkeit und religiöses Leben in Kurdistan‹, Informationsbulletin Kurdistan 84/00 S. 19. • Cliff Linedecker, Adolf Hitler … Wanted to be a cowboy! Über den „German Author of Wild West novels" Karl May. Weekly World News 21.11.00. • Alfred Schön, Spuren von Karl May führen auch ins Sauerland. (Es geht hier nicht um Elspe!) Saarbrücker Ztg. 14.10.00. • Slavoj Zizek, Westlicher Buddhismus? Nein danke! Frankfurter Rundschau 25.10.00.

BÜHNEN. **Bad Segeberg:** Russkaya Germanija 52 (1.1.–14.1.01) (in Russisch): Interview mit Gojko Mitiæ • Karl May & Co 82/Nov 00. • **Elspe:** in einem Werbemagazin der DB, Dez. 00. • **Gföhl:** Karl May & Co 82/Nov 00. • **Weitensfeld**/Gurktal: Karl May & Co 82; Kärntner Woche 18.10.00. • **Winzendorf:** Karl May & Co 82. • ›Winnetou und der halbe Abt‹: Theaterstück im OP **Göttingen** (Premiere 8.11.00), Klamauk voller Plattheiten. Göttinger Tageblatt 6./10.11.00.

FILM. May-Filmklassiker in der neuen Technik DVD erschienen. Umfassend informierender Artikel in Karl Mey & Co 82/Nov. 00; treff regional der Saarbrücker Ztg. 16.11.00. • 17 May-Filme auf Video: je DM 14,95 von Weltbild, Augsburg. • Hollywood-Pläne zu einem KM-Film: Ostthüringer Ztg. 19.9.00; WAZ 19.9.00. • Harald Leipnitz, „Ölprinz" und „Silers" in zwei KM-Filmen, starb 74jährig am 21.11.00 an Lungenkrebs in einer Klinik in Gauting bei München. Abendztg. (München) 23.11.00; Mannheimer Morgen 23.11. 00; Saarbrücker Ztg. 24.11.00; Frankf. Allgem. Ztg. 24.11.00. • Pierre Brice verbrühte sich beim Nudelkochen die Hand. Abendztg. (München) 24.1.01.

FERNSEHEN. Teleglobus: Winnetou 2000. Südwest 30.10.00. • Winnetou-Hörspiel (s. Heft 126, S. 70): die lange Fernsehnacht um Winnetou am 31.10.00 im WDR, 22–4 Uhr. ›Winnetou unter Comedy-Geiern‹ Karl May & Co 82/Nov 00; Gong (Nürnberg) 43/00; Westdeutsche Allgem. Ztg. 13.10./31.10./2.11.00; Top aktuell 2.10.00; TV Today 22/23/ 00; ›Die Spur führt zum Silbersee‹ ORB 12.11.00; ›Winnetou I‹ ORF 1 15.12.00; ›Winnetou und Shatterhand im Tal der Toten‹ ORF 1 22.12.00 und RTL 24.12.00; ›Der Schut‹ RTL 23.12.00, anschließend ›Old Shatterhand‹; ›Winnetou II‹ ORF 1 29.12.00; ›Winnetou III‹ ORF 1 5.1.01.

TONTRÄGER. Unter dem Titel ›Tante Droll‹ lobte Reinhard Osteroth die Neuauflage der von Gert Westphal gelesenen CD-Serie ›Der Schatz im Silbersee‹ (Deutsche Grammophon). • ›Ja, uff erst mal …‹: die lange Karl-May-Nacht (s. Rubrik „Fernsehen“: Fernseh-Nacht um Winnetou) als Hörbuch: 7 CDs für DM 75,-, BMG Wort. Hör zu 4/01; Mannheimer Morgen 5.1.01.

ERWÄHNUNGEN. Bücher: Ernst Schäfer, Unter Räubern in Tibet. Goldmann TB 321, S. 5; Ludwig Kohl-Larsen (*1884), Afrika-Forscher, in den 30er Jahren zusammen mit seiner Frau: ›Die da laufen – Das Volk der Hazda‹, las in der Jugend KM. Südwest 10.1.01; **Presse:** Karl Stankiewitz, ›Poetische Bergtour vom Rosengarten zum Karersee‹, Mannheimer Morgen 18.11.00 (Beilage). Als Liebhaber dieser Gegend wurden genannt: Arthur Schnitzler, Karl May, Agatha Christie, Winston Churchill und Elisabeth von Österreich; im „literarischen Fragebogen“ wurde das Mitglied des Bundesvorstandes der SPD Hermann Scheer befragt, in welcher Romanfigur er sich wiedererkenne. Antwort: „Karl May’s Trapper Old Surehand – naturnah, unabhängig, umsichtig, zielsicher umherstreifend“. Die Zeit, 19.10.00; Die heimlichen Bestseller: Paper news 2000 S. 31. Zitat: „Der erfolgreichste deutsche Schriftsteller kommt auf eine Gesamtauflage von mehr als 200 (sic!) Millionen Exemplaren. Sein Name: Karl May.“; „Alte Comics“: Auktionskatalog von Micky Waue (Friedrichsdorf): u.a. mit KM-Anstecknadeln Lehning-Verlag; ferner: Who is who 4/00 S. 10; Sächs. Ztg. (Dresden) 14.11.00 (Heermann); Stern extra: Deutschland/Sachsen S. 3; Abendztg. (München) 31.10.00/10.1.01; TV Today 21/00; Bär-Katalog (Bietigheim-Bissingen) S. 69; Frankfurter Allgem. Ztg. 16.10.00 S. 60/8.1.01 S. 39; Stern 35/24.8.00 (Werbeseite bol.de); Hamburger Abendblatt 24.12.00 (Titel); die tageszeitung (Berlin) 23.12.00 S. 28.

PERSÖNLICHE KMG-NACHRICHTEN. Dr. Christian Heermann im Deutschen Schriftsteller-Lexikon 2001 (3. Jahrg.) S. 229–230; Leipziger Volksztg. 6.1.01.

Unterlagen (bitte Quellen angeben, Zeitungsnamen nicht abkürzen!) und einseitig beschriebene Meldungen zu dieser Rubrik senden Sie (auch kommentarlos) bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

Unser Spendendank vom 1. Oktober bis 31. Dezember 2000

Sehr verehrte Mitglieder!

Mit geheimnisumwitterter Miene, verhaltenen Triumph im Blick, betritt Schatzmeister Uwe Richter (als Schatzmeister wie in jedem Vorstand das wichtigste Mitglied) den Raum, blättert routiniert in seinen Papieren und verkündet: „Der Spendenertrag im Dezember 2000 war das höchste Monatsaufkommen in der Geschichte der Karl-May-Gesellschaft.“ Der übrige Vorstand erhebt sich, schweigend und staunend …
Es ist in der Tat so: wieder einmal haben wir Ihnen von Herzen zu danken für die Freundschaft und Generosität, mit der Sie unsere Arbeit erleichtern und überhaupt erst ermöglichen. Mag sein, daß Erich Heinemanns ›Erinnerungen und Betrachtungen‹ zu ›Dreißig Jahren Karl-May-Gesellschaft‹ es diesmal waren, die Sie zu diesem erstaunlichen Spendenaufkommen bewogen: zumindest gab es eine ganze Reihe von lobenden und auch von dem Buch begeisterten Zuschriften. Und wir haben auch weiter vor, mit Ihren Spenden überlegt und gewissenhaft umzugehen: die Neuauflage des ›Karl-May-Handbuchs‹ soll noch im Laufe dieses Jahres in den Druck gehen, und mit dem Reprint von *Et in terra pax!* wollen wir unserem Reprintprogramm so etwas wie ein Glanzlicht aufsetzen. Ganz zu schweigen davon, daß uns Ihre Spendenfreudigkeit auch die Möglichkeit gibt, eine Dokumentation des Karl-May-Symposions in Lubbock vom letzten September (“Karl May goes to America …”) vorzubereiten.

Es grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Vorstand:

Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Ulrike Müller-Haarmann, Uwe Richter

22 kleine Spenden bis 19,99	165,77	M. Brückner, Berlin	50,-
H.-O. Affolter, Berlin	20,-	G. Buder, Pulheim	50,-
R. Aigner, München	50,-	B. Cremer, Wuppertal	50,-
T. v. Aken, Bedburg-Hau	30,-	U. Dehmer-Blohm, Roßdorf	50,-
P. Altmann, Arnsberg	50,-	W. v. Denffer, Waldlaubersheim	50,-
B. Arlinghaus, Dortmund	26,-	U. Dernbach, Bonn	50,-
S. Augustin, München	32,90	R. Dernen, Bonn	50,-
H.-G. Bähr, Hamburg	20,-	H. Dingfelder, Hamburg	50,-
G. Barthel, Windischholzhausen	30,-	C.-H. Dömken, Rosche	50,-
J. Bauer, Bremen	50,-	H. Dörrenbächer, Sulzbach	50,-
J. Becher, Erlensee	20,-	D. Dolze, Radebeul	20,-
J. Bischoff, Plüderhausen	50,-	R. Dröge, Bad Rappenau	50,-
F. Bösenecker, Crailsheim	30,-	H. Dürbeck, Schalkenmehren	50,-
P. Bolz, Berlin	50,-	L. Duisberg, Höchst	92,50
J. Brachmann, Tholey	25,-	M. Edelmann, Aalen	30,-
H. Broichhagen, Würzburg	50,-	H. Eggebrecht, München	50,-

K. Eggert, Stuttgart	50,-
B. Eisele, Berlin	20,-
R. Elkner, Wien (A)	50,-
W. Ellwanger, Baden-Baden	50,-
A. E. Eßlinger, Nagold	100,-
J. Feldmann, Recklinghausen	25,-
E. Felgner, Gera	50,-
K. Feuerstein, Innsbruck (A)	50,-
K. Fischer, Schöneck	50,-
I. Frankenstein, Nassau	50,-
P. Friedrich, Darmstadt	50,-
W. Fröhlich, Hamburg	80,-
H. Frohberg, Lübeck	50,-
D. Fuchs, Berlin	50,-
R. Gammler, Bonn	30,-
W. Geyer, Geusa	25,-
A. Gottschalk, Korntal-Münchingen	50,-
T. Grafenberg, Berlin	100,-
H.-W. Grebe, Vlotho	200,-
E. Greve, Hamburg	20,-
V. Griese, Wankendorf	194,50
D. Große, Siegen	50,-
W. Grunsky, Bielefeld	200,-
M. Haag, Diessenhofen (CH)	50,-
G. Haarmann, Bonn	100,-
G. Haefs, Hamburg	50,-
H. Haefs, Atzerath (B)	50,-
I. Harden, Oldenburg	75,-
H. Havlicek, Wien (A)	50,-
M. Heinecke, Hemmingen	50,-
E. Helm, Kronshagen	100,-
H. Hendel, Stuttgart	25,-
V. Herold, Cottbus	50,-
H.-D. Heuer, Neuenhaus	100,-
A. Heuskin, Ingeldorf (L)	20,-
H. Hintz, Düsseldorf	50,-
H. Höber, Solingen	50,-
K. Höreth, Bayreuth	20,-
J. Holthoff, Overath	50,-
S. Horstmann, Lüdenscheid	30,-
V. Huber, Offenbach	200,-
C. Hünseler, Köln	25,-
K. Janetzke, Berlin	50,-
R. Jonas, Wolfenbüttel	50,-
R. Jucker-Attenhofer, Meilen (CH)	128,55
R. Jung, Hüffelsheim	50,-
R.-D. Kahlke, Weimar	30,-
J. Kiecksee, Neuenkirchen	50,-
R. Kiefer, Karlsruhe	25,-
J. Kilisch, Innsbruck (A)	300,-
A. Kirchhoff, Northeim	30,85
U. Kittler, Dortmund	50,-
C. J. A. Klein, Gelsenkirchen	33,33
H. H. Kluck, Winsen	129,90
R. Knauf, Berlin	50,-
B. Kneppenberg, Berlin	30,-
M. König, Munster	100,-
R. Köpper, Bad Ems	50,-
H. Köster, Bochum	100,-
K. Kotz, Groß-Gerau	27,50
S. Kovár, Münster	50,-
G. Krause, Werl	50,-
F. W. Kremzow, Ceské Velenice (CZ)	42,99
R. Künzl, Nittendorf	50,-
O. Kuhn, Stuttgart	50,-
G. Kunze, Falkensee	50,-
W.-J. Langbein, Lügde	51,-
H. Lieblang, Marienheide	45,-
P. Linden, Solingen	50,-
R. London, Berlin	50,-
C. F. Lorenz, Köln	450,-
M. Lowsky, Kiel	90,-
B. Lutz, Schweich	30,-
E. Mack, Paderborn	123,45
P. Mäurer, Daun	500,-
D. Mantz, Krummhörn	50,-
R. Marheinecke, Hamburg	20,-
G. Marquardt, Bonn	75,-
E. Massing, Köln	50,-
H. Mayerhofer, Passau	30,-
H. Mees, Wiesbaden	50,-
D. Mehlhase, Altrip	30,-
D. Melzig, Raunheim	50,-
K. Metzmacher, Stuttgart	50,-
A. Mittelstaedt, Düsseldorf	150,-
H. Müggenburg, Mönchengladbach	100,-
G. Mühlbrant, Plauen	25,02
D. Müller, Mittelbach	30,-
H. Müller, Heidenheim	30,-
H. Müller, Lorsch	150,-
O. Müller, Hamburg	20,-
E. Münch, Nassau	30,-
P. Münster, Sigmaringen	50,-
F. Munzel, Dortmund	30,-
J. Natzmer, Eberswalde-Finow	35,-

H. Neumann, Güstrow	20,-
J. Nichte, Bergisch Gladbach	20,-
U. Nösner, Dresden	30,-
J. Nordmann, Neustadt	68,80
A. Nowak, Regensburg	50,-
D. Ohlmeier, Staufenberg	30,-
W. Olbrich, Wil (CH)	50,-
J. C. Oosterbaan, Bilthoven (NL)	32,75
H. Orlean, Greimersburg	50,-
A. Patz, Kerpen	60,-
A. Pielenz, Nassau	500,-
U. Plath, Neustadt	100,-
M. Platzer, Buchholz	53,-
M. Pochmann, Blankenburg	50,-
H. Preidel, Zwickau	20,-
G. Preininger, Graz (A)	50,-
I. Prokop, Prag (CZ)	20,-
U. Protzer, Sulzbach	50,-
K.-H. Rabe, Wetter	20,-
P. Raitbaur, Steißlingen	30,-
D. Rauscher, Radolfzell	30,-
I. Rehling, Erftstadt	20,-
M. Reinke, Hamburg	50,-
W. Rentel, Paderborn	50,-
H. Riedel, Hoyerswerda	50,-
W. Riegels, Hemmingen	50,-
S. Rinkefeil, Menden	25,-
G. Rösner, Hamburg	50,-
P. Rohlfing, Eltville	50,-
O. Rudel, Magdeburg	100,-
M. Rudloff, Gundelfingen	20,-
C. Rüger, Radebeul	50,-
F. W. Rüther, Lünen	50,-
B. Ruhnau, Reichelsheim	50,-
W. Sämmer, Würzburg	44,20
R. Schäffler, München	50,-
H. Scharf, Amberg	25,-
B. Scheer, Bornheim	50,-
R. G. H. Schenk, Dordrecht (NL)	28,23
C. Schliebener,Straßlach-Dingharting	50,-
M. Schmeling, Kassel	50,-
H. Schmiedt, Köln	125,-
W. Schmitt, Mainz	50,-
H.-G. Schmitt-Falckenberg, Kassel	30,-
M. Schneider, Hamburg	100,-
H.-J. Schöbel, Oldenburg	20,-
R. Schönbach, Hennef	71,85
T. Scholle, Lünen	20,-
A. Schraml, Donauwörth	35,-
B. Schultze-Berndt, Köln	150,-
H. Schulz, Erftstadt	50,-
M. Schulz, Mülsen St. Micheln	20,-
U. Schumacher, Berlin	50,-
G. Seybold, Herzogenaurach	52,-
R. Starkl, Bad Leonfelden (A)	100,-
R. Straub, Leutenbach	20,-
W. Stroband, Ahlen	61,11
H. Strutz, Sinzig	50,-
H. Styra, Köln	150,-
W. Szymik, Essen	74,50
W. E. Thomas, Elsternwick (AUS)	185,-
H. Thron-Dams, Zwingenberg	20,-
U. v. Thüna, Bonn	50,-
C. Thust, Erfurt	100,-
M. Timmreck, Berlin	95,-
A. Troisch, Bonn	50,-
A. Unger, Korbach	20,-
J. Veigt, Forst	20,-
W. Voelkner, Dresden	50,-
C. Vogt-Herrmann, Schneverdingen	100,-
T. Vormbaum, Hagen	50,-
M. Wagner, Münster	50,-
H. Weber, Trier	50,-
D. Wech, Pocking	45,-
E. Weigel, Eisenach	80,-
A. Wendt, Birkenau	50,-
H.-G. Westermann, Dortmund	27,81
G. Weydt, Ebersberg	30,-
W. Wierscheim, Frankfurt/M.	50,-
H. Wieser, München	30,-
K. Wiethölter, Halle	50,-
D. Wille, Burgdorf	50,-
R. Wimmer, München	25,-
M. Wittig, Dresden	50,-
H. Wohlgschaft, Landsberg	165,-
J. Wolter, Dassel	50,-
R.-D. Zajonz, Fuldatal	20,-
J. Zauner, Lambach (A)	50,-
J. Zeilinger, Berlin	80,-
K.-A. Ziegs, Groß-Umstadt	50,-
NN Inland	1.607,38
NN Ausland	3.183,55

Spenden im IV. Quartal	DM 18.264,44
insgesamt I.–IV. Quartal	DM 62.295,86

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane bzw. Reiseerzählungen. Freiburg 1892ff. (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; [3]1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Unsere Publikationen

Sonderhefte

Nr. 121	Wilhelm Brauneder: Die ›Leben-Werk-Assoziationen‹. Eine Kritik insbesondere anhand von Ralf Harders Buch ›Karl May und seine Münchmeyer-Romane‹	6,50 DM
Nr. 122	Andreas Binder: Karl Mays Jugenderzählung ›Der Ölprinz‹ – Interpretation und Wirkungsgeschichte	7,50 DM

Materialien zum Werk Karl Mays

Bd. 2	Johannes Zeilinger: Autor in fabula. Karl Mays Psychopathologie und die Bedeutung der Medizin in seinem Orientzyklus	16,00 DM

Materialien aus dem Autographenarchiv der KMG

Karl May: Merhameh (Faksimile der Handschrift und Transkription) 10,00 DM

Sonstiges

Erich Heinemann: 30 Jahre Karl-May-Gesellschaft 1969–1999. Erinnerungen und Betrachtungen 10,00 DM

Zentrale Bestelladresse: Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 53125 Bonn • Fax: 0228/252492

B 19007 F

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e.V., Hamburg
Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
e-mail: geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de
Bankverbindungen:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg (BLZ 752 200 70), Konto Nr. 1995 480
Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Konto Nr. 11 16 94–207
Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk), Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden
Tel.: 0551/83421 • Fax: 0551/8209537
e-mail: G.Keindorf@t-online.de
Joachim Biermann (jb), Storchenweg 10, 49808 Lingen
Tel.: 0591/66082 • Fax: 0591/9661440
e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de
Mitarbeiter der Redaktion:
Hansotto Hatzig (hoh), Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk), Sigrid Seltmann (sis)
Druck und Versand:
Husum-Druck, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette einzusenden. Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.
Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15. Januar 2001

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen nach ihrer Veröffentlichung auch im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). VerfasserInnen, die das nicht wünschen, werden gebeten, dies der Redaktion vor der Veröffentlichung ohne Angabe von Gründen mitzuteilen.